

Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg  
Fachbereich Sozialpädagogik

**Dekonstruktion der Zweigeschlechtlichkeit -  
Gesellschaftliche und sozialpädagogische Eman-  
zipationsperspektiven für intersexuelle Men-  
schen**

Diplomarbeit

Tag der Abgabe: 31.08.2005  
Vorgelegt von:  
Stricker, Gitte  
Matrikel-Nr.: 1669702  
Steindamm 23  
20099 Hamburg

Betreuender Prüfer: Herr Prof. Treber  
Zweite Prüferin: Frau Prof. Wens

<b>Inhaltsverzeichnis</b>	<b>Seite</b>
1. Einleitung und Problemstellung	4
2. Der Dekonstruktionsansatz	7
3. Dekonstruktion der biologischen Normierungen polarisierter Geschlechter	9
3.1 Definitionen der Geschlechter aus der Anthropologie	9
3.2 Intersexualität als medizinische Konstruktion	13
3.3 Medizinische Zuweisung eines `eindeutigen` Geschlechts bei Intersexualität	16
3.4 Auswirkungen therapeutisch-chirurgischer Behandlungen auf intersexuelle Menschen	23
3.5 Resümee der Dekonstruktion biologischer Geschlechter- normierungen	25
4. Rechtliche Geschlechterdefinitionen und Geschlechtszuweisungen	26
5. Der symbolische Interaktionismus: `doing gender`	30
5.1 Geschlechtswahrnehmungen	32
5.2 Geschlechtsdarstellungen	34
5.3 Geschlechtszuschreibungen	35
6. Postmoderne Theorien: Von der Dekonstruktion der Geschlechter zur Queer-Theorie	37
6.1 Die Dekonstruktion der Geschlechter	37
6.2 Die Queer-Theorie	40
7. Emanzipationsperspektiven intersexueller Menschen durch postmoderne Theorien	44
7.1 Die Geschlechtsidentität	46
7.1.1 Identität als Selbstkonzept mit strategischer Vorläufigkeit	49
7.1.2 Die prozessuale Identität	51
7.1.3 Ansätze postmoderner Geschlechtsidentitätsentwicklung	52
7.1.4 Die voll entwickelte Persönlichkeit	54
7.2 Der Zusammenhang von Geschlecht, Sexualität	

und Lebensform	55
7.2.1 Normierung und Normalisierung	55
7.2.2 Verflechtungen	57
8. Sozialpädagogik mit kritisch-dekonstruktiv-queerer Perspektive	58
8.1 Die Entwicklung eines dekonstruktiven sozialarbeiterischen Ethos	59
8.1.1 Der/die spezifische Intellektuelle	60
8.1.2 Die Ebene des sozialarbeiterischen Selbstbezugs	61
8.1.3 Die Ebene der Zielsetzung	62
8.1.4 Die Ebene der Methodik Sozialer Arbeit	63
8.2 `Doing gender` im Fokus: Impulse für eine geschlechter- reflektierende Pädagogik	64
8.3 Konzept für eine Sozialpädagogik vielfältiger Lebensweisen	67
8.3.1 Die Entwicklung einer pädagogischen Haltung	68
8.3.2 Normen und Normalitäten hinterfragen	68
8.3.3 Denken der Vielfalt von der Vielfalt aus	69
8.3.4 Irritieren der Selbstverständlichkeiten	70
8.3.5 Bewußtmachung der bestehenden Macht- und Herrschafts- verhältnisse und Mitarbeit an deren Abbau	71
8.3.6 Hinterfragung der Identitätszwänge	72
8.3.7 Sensibilisierung für Differenzen in der Geschlechter- und Sexualitätsdifferenz wie für das Schwinden der vorherrschenden Geschlechter- und Sexualitätsgrenzen	72
8.3.8 Gegenstand der sozialpädagogischen Auseinandersetzung sollten auch die alltäglichen Konstruktionsweisen von Geschlecht und Sexualität sein	73
8.4 Intersektionelle Pädagogik	74
8.4.1 Konzeptionelle Überlegungen	74
8.4.2 Pädagogische Konsequenzen	75
8.5 Exemplarische Methoden für eine queere Sozialpädagogik	79
8.5.1 Methode: `Mein erster Eindruck`	79
8.5.2 Methode: `Identitäts-Bingo`	80
8.5.3 Methode: `Ich - Ich nicht`	81

9. Schlußbetrachtung und Ausblick	83
10. Literaturverzeichnis	86

## 1. Einleitung und Problemstellung

*„Eure Gesetze und Regeln  
regeln das Leben -  
doch Sicherheit und Kraft  
können sie mir nicht geben.  
Sie schränken und engen mich ein  
in meinem Sein.  
Eure Lieder und Melodien  
präge ich mir nicht ein!“ (Spax)*

Allgemein wird angenommen, daß ausschließlich zwei Geschlechter existieren: ein `weibliches` und ein `männliches`. Diese Annahme wird nicht ausreichend hinterfragt und reflektiert, da die Zuordnung nach den Geschlechtsorganen angeblich eindeutig ist. Hermaphroditen, auch Zwitter oder Intersexuelle genannt, bringen diese angeblich eindeutige Rezeption von Geschlechtern durcheinander. Diese sind Menschen, die bereits vor oder bei der Geburt oder während ihrer Kindheit den definierten Geschlechtern `weiblich` oder `männlich` nicht eindeutig zugeordnet werden können. Aus diesem Grund werden sie von der Medizin als genital fehl- und mißgebildet bezeichnet.

Das Hauptargument dieser Arbeit stützt sich auf die These, daß der medizinisch-juristische Begriff `Intersexualität` von der vorherrschenden gesellschaftlichen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit abgeleitet ist, was bedeutet, daß die `Intersexualität` vor allem durch ein Bündnis von Medizin und Recht selbst hervorgebracht wird und daß die rigide Geschlechtsaufteilung in `Frauen` und `Männer` eine durchgängig soziale Konstruktion darstellt.

Das Ziel der Arbeit ist zum Einen aufzuzeigen, wie die Geschlechtsaufteilung gesellschaftlich konstruiert wird und zum Anderen zu überzeugen, wie notwendig eine Dekonstruktion der gegenwärtig vorherrschenden Geschlechtermodelle ist, angesichts der Problematik von Menschen, die durch die Geschlechterkategorisierungen in ihren geistigen, seelischen und körperlichen Entfaltungsmöglichkeiten eingeschränkt und abgeschnitten werden. Am Beispiel von `intersexuellen` Menschen kann sehr klar verdeutlicht werden, wie einengend die dominanten Geschlechtsauffassungen sind und wieviel Leid Menschen erfahren, die diesen Vorstellungen nicht entsprechen. Im Verlauf dieser Arbeit wird den Lesenden aber auch klar werden, daß alle Menschen von der rigiden Geschlecht-

erhierarchisierung betroffen sind. Denn bei einer polarisierten Zuordnung in 'Frau' oder 'Mann' wird uns stets das Andere, das Gegenüber und die Vielfalt dazwischen genommen und damit jedem Menschen ein vielfaches der rationalen, emotionalen und sozialen Entfaltungsmöglichkeiten beschnitten. SozialpädagogInnen mit kritisch-emanzipatorischem Hintergrund sind in der Verpflichtung, die Voraussetzungen pädagogischer Theorienbildung zu reflektieren und ideologiekritisch vorzugehen. Dabei müssen Abhängigkeiten, Zwänge und Widersprüche, die der Freisetzung von Emanzipation entgegenstehen, aufgedeckt, kritisiert, diskutiert und überwunden werden, um zu einem besseren Möglichen zu gelangen.

Deshalb ist ein weiteres Ziel dieser Arbeit aufzuzeigen, wie wichtig die dekonstruktive Theorie für die Emanzipation von Menschen ist. Die dekonstruktive Theorie wird in dieser Arbeit exemplarisch am Beispiel der Zweigeschlechtlichkeit entfaltet, um die gesellschaftlichen und sozialpädagogischen Emanzipationsperspektiven für Menschen aufzuzeigen, die in das normierte Raster der akzeptierten zwei Geschlechter 'Frau' und 'Mann' nicht passen: Intersexuelle Menschen, aber auch Transvestiten, Transsexuelle, Transgender, Lesben, Schwule, Bisexuelle und letztlich alle Menschen, wie oben schon erwähnt. Die dekonstruktive Theorie läßt sich aber auch auf alle binär konstruierten und hierarchisch organisierten Kategorien in der Sozialen Arbeit anwenden, die von den SozialpädagogInnen stets (selbst-)kritisch zu reflektieren sind: Behindert/Nicht-Behindert, Krank/Gesund, Gestört/Nicht-Gestört, Arm/Reich, Kriminell/Rechtsschaffen, Ausgeschlossen/Eingeschlossen, Arbeitslos/Arbeitend, usw.

Diese Arbeit ist folgendermaßen aufgebaut:

Mithilfe des Dekonstruktionsansatzes soll zunächst untersucht werden, wie die biologischen Wissenschaften, insbesondere die Anthropologie<sup>1</sup> und die Medizin Geschlechter auffassen und definieren. Folgende Fragen sind hier zu beantworten: Welche Argumentationsreihen werden aufgebaut und wo werden Widersprüche bei diesen Konstruktionen ignoriert? Welche Geschlechter werden von MedizinerInnen als 'normal' und welche als 'Störung' definiert und wie wird mit diesen vermeintlichen 'Störungen' umgegangen? Gibt es Ansätze in biolo-

---

<sup>1</sup> Allgemeine Bezeichnung für die Wissenschaft vom Menschen

gischen Theorien, aus denen sich andere Konzepte als die der Zweigeschlechtlichkeit entwickeln ließen?

Dann werden die rechtlichen Grundlagen zu diesem Thema in Deutschland untersucht: In welchen Gesetzen werden Geschlechter definiert und welche Rechtsgrundlagen sind für die medizinische Behandlung von hermaphroditischen Kindern von Bedeutung?

Anschließend wird auf der Ebene des Alltagswissens und -handelns nach den Konstruktions- und Selbstkonstruktionsprozessen von Geschlechtszugehörigkeit der Interaktionsteilnehmenden gefragt. Warum betrachten Menschen im alltäglichen Umgang mit anderen ihr Geschlecht als 'natürlich'? Welche Faktoren spielen dabei eine Rolle? Wie stützen die Interaktionsteilnehmenden gegenseitig ihre Wahrnehmung von zwei Geschlechtern?

Danach werden die Dekonstruktions- und die Queer-Theorie vorgestellt, um die theoretischen Grundlagen darzustellen, die für die folgenden Emanzipationsperspektiven intersexueller Menschen maßgeblich sind. Es wird deutlich werden, daß vor allem die Vorstellungen einer lebenslang gleichbleibenden und sich nicht verändernden (Geschlechts-)Identität und die Verflechtungen von Geschlecht, Sexualität und Lebensform einer kritischen, dekonstruktiven und queeren Betrachtungsweise unterzogen werden müssen, um Alternativen zu entwickeln.

Es folgen vier Konzepte für eine Sozialpädagogik mit kritisch-dekonstruktiver-queerer Perspektive.

Das erste Konzept vermittelt eine dekonstruktive, moralische Gesamthaltung für SozialpädagogInnen, mittels derer selbstkritisch die eigene Mitwirkung an Konstruktionsprozessen und damit die Aufrechterhaltung von Machtverhältnissen an den Orten, wo sich Soziale Arbeit lokalisiert, analysiert werden kann.

Im zweiten wird eine geschlechterreflektierende Pädagogik vorgestellt, die ihren Fokus auf die Widersprüchlichkeiten und Ungereimtheiten bei der Geschlechtsherstellung einzelner Menschen richtet.

Drittens wird eine Pädagogik der vielfältigen Lebensweisen vorgestellt, deren Grundlage acht Leitlinien bilden, die durch verschiedene Methoden transportiert werden können.

Zum Vierten wird das Konzept einer intersektionellen Pädagogik aufgezeigt, in der es darum geht, die Reflexion von multiplen Differenz-, Macht- und Diskursstrategien zu verbinden.

Danach werden weitere Methoden für eine queere Sozialpädagogik vorgestellt, die den Blick für die Vielfalt von Identitäten, Geschlechtern, Sexualitäten und Lebensformen weiten und eine Sensibilisierung für subtile Ausgrenzungsmechanismen bewirken. Nicht zuletzt (ver-)führen diese Methoden Menschen zu dekonstruktiven und queeren Gedanken.

## **2. Der Dekonstruktionsansatz**

Der Dekonstruktionsansatz entstand aus einem poststrukturellen Angriff auf die Vorstellung von der Stabilität des Zeichens und auf die imposanten Theorien des Strukturalismus, der den Anspruch erhebt, Sprach-, Zeichen- und Kulturphänomene aller Art mit naturwissenschaftlicher Exaktheit beschreiben zu können.

Der Poststrukturalismus kritisiert das dem Strukturalismus innewohnende metaphysische Denken, da dies immer von einem unanfechtbaren Fundament ausgehe und auf dieser unangreifbaren Basis eine ganze Hierarchie von Bedeutungen errichtet werde.

Für die PoststrukturalistInnen gibt es aber keine feststehende, wahre Bedeutung und keinen Kernpunkt des Denkens, sondern ein Netzwerk aufeinander verweisender Zeichenausdrücke. Desweiteren kritisieren die PoststrukturalistInnen das dualistische Denken, weil es auf Gegensätzen wie Frau/Mann, Nacht/Tag, Schwarz/Weiß beruht und sich die binären Paare durch das definieren, was sie nicht sind, z.B. eine Frau ist eine Frau, weil sie kein Mann ist (vgl. Kormos, 2004: 4 f.). Es wird ein sich ausschließendes Gegensatzpaar (entweder - oder) konstruiert, in dem Dinge, Sachverhalte, Wertigkeiten, Eigenschaften oder Menschen nur das eine oder das andere sein können. Die Integration der beiden Pole im Sinne eines `sowohl-als-auch´ erscheint undenkbar (vgl. Jantz/Rauw, 2001: 24).



Der Poststrukturalismus dekonstruiert diese Gegensätze und ihre ihnen innewohnenden Hierarchien. Zudem kritisiert der Poststrukturalismus das logozentrische Denken, weil es von der bevorzugten Stellung des gesprochenen Wortes vor der Schrift ausgeht, und unterstellt die unvermittelte metaphysische Präsenz von Bedeutungen in dem gesprochenen Wort und damit dessen Echtheit, Wahrheit und Zusammenhang (vgl. Kormos, 2004: 5).

„Der dekonstruktivistische Ansatz [...] zeigt auf der Ebene der hegemonialen gesellschaftlichen Machtverhältnisse, wie Subjekte durch Ein- und Ausschlußverfahren konstruiert und konstituiert werden. [...] Für die Analyse dieser Ein- und Ausschlußverfahren ist das philosophische Denken Derridas zentral, der mit der Strategie der Dekonstruktion die Verwerfungen, das Verdrängte und Unterdrückte freilegt, das in der Tradition abendländischer Philosophie und in den Praktiken der hegemonialen westlichen Gesellschaftsverhältnisse als das Andere ausgeschlossen und negiert wird“ (Wartenpfehl, 1996: 193).

Jacques Derrida hat den Begriff Dekonstruktion im Anschluß an Martin Heidegger maßgeblich geprägt und weiterentwickelt (vgl. Wartenpfehl, 1996: 193f.). „Der Begriff Dekonstruktion setzt sich zusammen aus Destruktion und Konstruktion, das bedeutet, daß die Zerstörung zugleich Aufbau ist“ (Wartenpfehl, 1996: 195).

Derrida bezeichnet mit dem Begriff Dekonstruktion immer eine dem Kontext angepaßte Perspektive. „Die Aufmerksamkeit für den Kontext bewirkt zugleich eine Abhängigkeit vom Kontext, die das Allgemeine einschränkt und zugleich das Individuelle übersteigt“ (Wartenpfehl, 1996: 195).

Foucault legt in diesem Zusammenhang einen der Grundsteine für die dekonstruktivistische Praxis, in dem er nicht die Bedeutungen an sich untersucht, sondern die Prozesse, in denen die Bedeutungen entstehen und als sozial anerkannte Praxen installiert werden (vgl. Hofmann, 2000: 107).

„Dekonstruktion ist ein subversives Prinzip der Annäherung an Texte von innen her. (Der Text wird mit sich selbst widerlegt und in seiner Widersprüchlichkeit entlarvt). Ziel der Dekonstruktion ist die Auflösung binär-hierarchischer Bedeutungsoppositionen im Text und deren Einbeziehung in einen enthierarchisierten Prozess von Differenzen“ (Kormos, 2004: 5).

### **3. Dekonstruktion der biologischen Normierungen polarisierter Geschlechter**

Die biologischen Naturwissenschaften sehen es als ihre Aufgabe an, empirisches Tatsachenwissen über das biologische Geschlecht von Menschen bereitzustellen. Anhand dieses empirischen Materials liefern sie Argumente, Ideen und Theorien für die Aufrechterhaltung und Ordnung geschlechtlicher Herrschaftsverhältnisse. In diesem Sinne kann die Rolle der biologischen Wissenschaften bei der Schaffung eines ausgearbeiteten Modells der physiologischen und moralischen Andersartigkeit der Geschlechter, wie auch bei der Bestimmung ihres Platzes in der Gesellschaft, als eine gesellschaftspolitische bezeichnet werden.

Hier ist die (dekonstruktivistische) Frage zu stellen, wie Geschlechter von den biologischen Wissenschaften als Polaritäten konstruiert und welche Widersprüche dabei ignoriert werden? Wie rezipieren diese Wissenschaften die Individuen, die Geschlechtsmerkmale beider Geschlechter haben?

Um diese Fragen zu beantworten, soll an erster Stelle untersucht werden, wie die Geschlechter in der anthropologischen Wissenschaft definiert werden.

#### **3.1. Definitionen der Geschlechter in der Anthropologie**

Die anthropologische Definition der Geschlechter zeigt deutlich auf, wie in der Biologie 'natürliche' Geschlechter entdeckt und konstruiert werden. So veranschaulicht die Humanbiologin CHRISTIANSEN (1997) in einem Vortrag, wie sie Weiblichkeit und Männlichkeit definiert. Sie beschreibt, daß in der Biologie im allgemeinen vier Variablen der biologischen Geschlechterdifferenzierung unterschieden werden könnten und auf jeder dieser Ebenen ein Mensch als männlich oder weiblich eingestuft werden könne, siehe Tabelle 1.

### Ebenen der biologischen Geschlechterdifferenz:

<b>Ebene</b>	<b>Ausdruck dieser Ebene bei dem Mann</b>	<b>Ausdruck dieser Ebene bei der Frau</b>
Chromosomales <sup>2</sup> Geschlecht	XY-Gonosomen <sup>3</sup>	XX-Gonosomen
Gonadales <sup>4</sup> Geschlecht	Hoden	Eierstöcke
Hormonales <sup>5</sup> Geschlecht (nur Gonaden)	mehr Androgene <sup>6</sup> , z.B. Testosteron <sup>7</sup> : Östradiol <sup>8</sup> durch periphere <sup>9</sup> Konversion <sup>10</sup> von Testosteron	Östrogene und Androgene, aber Östradiol höherer Serumspiegel als Testosteron
Morphologisches <sup>11</sup> Geschlecht	Penis und sekundäre Geschlechtsmerkmale wie Bart, tiefe Stimme, Muskelverteilung	Vagina, Klitoris, Brüste und sekundäre Geschlechtsmerkmale im Körperbau

Tabelle 1 (Christiansen, 1997: 5)

Diese Einteilung der Geschlechter in vier Ebenen der körperlichen Unterscheidung zeigt, daß es keine eindeutige Differenz zwischen Frauen und Männern geben kann. Vielmehr stehen diese in einer Wechselbeziehung zueinander, bedingen sich aber gegenseitig nicht und sind bei jedem einzelnen Menschen unterschiedlich ausgeprägt.

Dieser Ansicht ist auch der Anthropologe NEUMANN. Er fügt der Aufteilung von CHRISTIANSEN zwei weitere Ebenen (das psychische und das legale Geschlecht) hinzu und kommt zu der Feststellung: „Das eine - etwa das genetische Geschlecht - braucht mit dem anderen - etwa dem somatischen<sup>12</sup> Geschlecht - nicht übereinzustimmen“ (Neumann, 1980: 41).

<sup>2</sup> Sog. Erbkörperchen; sichtbare Träger der genetischen Information

<sup>3</sup> Geschlechtschromosomen, von deren Genen die somatische Geschlechtsentwicklung bestimmt werde

<sup>4</sup> 1. (physiol.) Geschlechtsdrüsen (Keimdrüsen), 2. (embryol.) Keimzellen

<sup>5</sup> chemische Signalstoffe, die meist in anatomisch abgegrenzten und definierten Strukturen des Organismus produziert werden.

<sup>6</sup> Sammelbegriff für die 'männlichen' Sexualhormone

<sup>7</sup> stärkstes natürliches Androgen

<sup>8</sup> stärkstes natürliches Östrogen (Geschlechtshormon)

<sup>9</sup> außen, am Rande, fern vom Zentrum

<sup>10</sup> Umkehrung, Umwandlung

<sup>11</sup> Die Körper-, (Organ-)form und Körperstruktur betreffend

<sup>12</sup> körperlich

Auch CHRISTIANSEN erläutert, daß gerade die Biologie mit ihrer exakten, naturwissenschaftlichen Methodik zeige, wie vielfältig die Erscheinungsformen weiblicher und männlicher Individuen seien und wie fließend die Übergänge von Mann zu Frau sein können.

Dieser Meinung ist auch OAKLEY, wenn sie veranschaulicht, daß die Biologie die Identität von Frau und Mann in den grundlegenden Ähnlichkeiten und in der Kontinuität ihrer Entwicklung zeige. Frau und Mann seien weit davon entfernt, zwei distinkte Gruppen zu bilden, denn sie hätten den gleichen körperlichen Grundplan, und selbst anatomische Unterschiede seien eher scheinbar als wirklich. Weder der Phallus noch die Gebärmutter wären Organe, die einem Geschlecht vorbehalten seien. Der weibliche Phallus (die Klitoris) sei das biologische Äquivalent des männlichen Organs, und Männer besäßen eine rudimentäre Gebärmutter, deren Existenz sie so lange ignorieren könnten, bis sie im höheren Alter dazu führe, daß sich die Prostata vergrößere (vgl. Oakley, 1989: 18).

Diesen Ansatz verfolgt auch CHRISTIANSEN und sie behauptet, alle Variationen des Urogenitalsystems<sup>13</sup> seien möglich bzw. kämen auch in der Realität vor. Alle Individuen seien doppelgeschlechtlich veranlagt, dies zeige sich auch darin, daß in beiden Geschlechtern die gleiche embryonale<sup>14</sup> Anlage für die Geschlechtsorgane gebildet werden und erst im Laufe der Embryonalentwicklung die Festlegung in männliche oder weibliche Richtung erfolgt (vgl. Christiansen, 1997: 9).

Der Anthropologe KNUSSMANN erläutert, daß es von Männern mit weiblichem und Frauen mit männlichem Erscheinungsbild stufenlos in den als *normal empfundenen* Variationsbereich der Männlichkeit und Weiblichkeit übergehe (vgl. Knußmann, 1996: 224) und daß die geschlechterdifferente Merkmale auch innerhalb eines jeden Geschlechts eine Variabilität aufweise (vgl. Knußmann, 1992: 64).

Trotz dieser Ausführungen greifen CHRISTIANSEN und KNUSSMANN nun auf das Prinzip der relativen Stärke der Geschlechtsbestimmung zurück, welches besage, daß die Geschlechter in ihrer reinsten Ausprägung verschiedene *Pole* darstellten, denen die einzelnen Individuen - je nach quantitativem Verhältnis

---

<sup>13</sup> Das System, welches die Harn- und Geschlechtsorgane betreffen oder zu ihnen gehören

<sup>14</sup> Frucht in der Gebärmutter während der Zeit der Organentwicklung, also der ersten zwei Schwangerschaftsmonate

von männlichen und weiblichen Realisatoren - in unterschiedlichem Ausmaß angenähert seien.

Der Anthropologe BISCHOF erklärt solche Polarisierungen mit dem 'gesellschaftlichen Ordnungsbedürfnis': „Es ist nämlich eine der Eigentümlichkeiten gesellschaftlicher Wirklichkeitsinterpretation, daß ihr eine überlappende Verteilung ... zu uneindeutig ist. Anstelle des gleitenden Mehr-oder-Weniger sucht sie ein rigoroses Entweder-Oder zu setzen“ (Bischof, 1980: 41).

CHRISTIANSEN schreibt, daß gemäß des Prinzips der relativen Stärke der Geschlechtsbestimmung jeder Mann auch ein bißchen Frau und jede Frau auch ein bißchen Mann sei. Die Geschlechter seien keine klar geschiedene Alternative, sondern stellen eine Variationsreihe mit fließendem Übergang von der mehr weiblichen zur mehr männlichen Seite dar (vgl. Christiansen, 1997: 9, vgl. auch Knußmann, 1996: 223).

An dieser Stelle wird die Feststellung gemacht, daß die AnthropologInnen einerseits beschreiben, daß es keine Eindeutigkeit in der Geschlechterbestimmung gebe, daß die Übergänge fließend seien und alle Variationen der einzelnen Ebenen vorkämen. Andererseits berufen sie sich auf das Konstrukt von reinsten Ausprägungen, die sie als *Pole* definieren, was wiederum den Eindruck erweckt, es gäbe polarisierte Geschlechter und reinste Ausprägungen von 'Frauen' und 'Männern'. Auch die oben aufgeführte Tabelle mit den vier Ebenen der Geschlechterdifferenz soll diesen Eindruck stützen, denn sie ist darauf ausgelegt, zwei Geschlechter zu definieren und nicht die Variationen (obwohl die AnthropologInnen von Variationsreihen mit fließendem Übergang schreiben). Die Konstruktion der reinsten Ausprägungen ist im Hinblick auf die Vielfältigkeit von Individuen in einer der festgelegten Kategorien eine Fiktion. Hier muß angenommen werden, daß diese Fiktion der reinsten Ausprägungen von dem Alltagsbewußtsein und dem Selbstbild der interpretierenden WissenschaftlerInnen genährt wird. Dieses ist für die Widersprüche im Erfassen der Vielfältigkeit und der Verwendung von einmal festgelegten 'wissenschaftlichen' Kategorien verantwortlich.

Da biologische WissenschaftlerInnen die Variabilität und Vielfältigkeit von Geschlechtern erkennen und anerkennen, könnten aus dieser Einsicht neue Konzepte für Geschlechter entstehen. Die folgenden Ausführungen werden an diese Überlegung angeknüpft.

### 3.2. Intersexualität als medizinische Konstruktion

Zuerst muß die Frage beantwortet werden, was laut der MedizinerInnen kinderchirurgischer Kliniken eine `normale´ Sexualdifferenzierung ausmacht. Für die Definition von `normaler´ Sexualdifferenzierung wird hier die Aufteilung von LEITSCH übernommen<sup>15</sup>. Er teilt die `normale´ Geschlechtsdifferenzierung von Menschen in drei Schritte auf: 1. Die Determination des genetischen oder chromosomalen Geschlechts; 2. Die Festlegung des gonadalen Geschlechts und die Einwanderung von Urkeimzellen in die noch `sterilen´ Gonaden und 3. Die Differenzierung des somatischen Geschlechts und die Festlegung der sekundären Geschlechtsmerkmale (vgl. Leitsch, 1996: 9).

Diese `normale´ Sexualdifferenzierung wird von den kinderchirurgischen MedizinerInnen konstruiert, um eine Kategorie für alles `nicht-normale´ (worunter sie die Variationen fassen, die auch in diesem Stadium vorkommen) schaffen zu können. Nur wenn sie von einer `normalen´ Entwicklung ausgehen, haben sie eine Kategorie der `anormalen´, welche sie pathologisieren können. Auch hier wäre eine Interpretation der pränatalen Vorgänge denkbar, die nicht so rigide Kategorien aufstellt, sondern ein gleitendes Mehr oder Weniger zulassen würde, denn die Darstellung der `normalen´ Geschlechtsdifferenzierung ist eine Interpretation unter mehreren möglichen.

Ausgehend von dieser Interpretation, wie eine `normale´ Geschlechtsdifferenzierung zu verlaufen habe, definieren die MedizinerInnen die `Störungen´ und `Abweichungen´.

In ihrer Arbeit weist SCHWEIGER darauf hin, daß aus den Störungsmöglichkeiten, wie beispielsweise einem pathologischen Gonosomensatz, Androgenein-

---

<sup>15</sup> Die Auffassungen von Leitsch, Krause, Schweiger werden im folgenden stellvertretend für die kinderchirurgische Sichtweise im allgemeinen übernommen, da sie mit ihren Dissertationen den dazugehörigen medizinischen Komplex vertreten und Begründungen für ihre Sichtweise liefern. Es ist keine medizinische Literatur gesichtet worden, die Gegensätzliches zu den hier aufgeführten Stellungnahmen vertritt. Die `Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften´ (AWMF) brachten für die Deutsche Gesellschaft für Urologie eine „Leitlinie zur Therapie bei Störungen der sexuellen Differenzierung“ heraus. In dieser wurden 6 `Störungsbilder´ und Behandlungen dargestellt. Begründungen, weshalb operiert wurde, wurden nicht gegeben.

Ebenso verhält es sich mit den von der `Deutschen Gesellschaft für Urologen´ (DGU) herausgegebenen „Leitlinien zur Diagnostik und Therapie bei Störungen der sexuellen Differenzierung“ für den Arbeitskreis Kinderurologie der Fort- und Weiterbildungskommission der deutschen Urologen. Auch hier werden keine Begründungen für die Therapien gegeben, außer daß es sich um `Störungen der sexuellen Differenzierung´ handele.

Die WissenschaftlerInnen der `Medizinischen Universität zu Lübeck´ (MUL) befassen sich seit zehn Jahren intensiv mit Ursachen und Folgen der Intersexualität. Es entstand ein auf drei Jahre angelegtes Projekt: „Intersexualität - Vom Gen zur Geschlechtsidentität“.

wirkung oder einem falschen Zeitpunkt der pränatalen Hormoneinwirkung eine große Variationsbreite intersexueller Genitalentwicklungen abgeleitet werden könne (vgl. Schweiger, 1982: 4). Sie stellt fest, daß bei beiden Geschlechtern alle Ausprägungen einer intersexuellen Genitalform möglich seien (vgl. Schweiger, 1982: 5). Daraus ist zu schließen, daß die Kinderchirurgin SCHWEIGER die Variabilität der Geschlechter wahrnimmt. Während aber die Humanbiologie Variabilität als den Geschlechtern inhärent betrachtet, wird diese Vielfalt von den MedizinerInnen pathologisiert.

So beschreiben KinderchirurgInnen Intersexualität `im engeren Sinne´ als das Vorhandensein eines äußeren Genitals, welches weder eindeutig männlich, noch eindeutig weiblich ist und `im weiteren Sinne´ zusätzlich alle Störungen der Geschlechtsgänge und Keimdrüsen, die aus einer Anomalie der pränatalen Geschlechtsdifferenzierung entstehen. Die MedizinerInnen sehen drei Determinanten der Geschlechtlichkeit: das chromosomale, das gonadale und das somatische Geschlecht und definieren eine Fehlbildung im Sinne der Intersexualität als Störung einer oder mehrerer dieser Determinanten (vgl. Leitsch, 1996: 13).

Diese Interpretation stimmt mit jener der HumanbiologInnen überein. Auch sie haben Kategorien geschaffen, um Normalität zu definieren. Die Kategorien werden verwendet, um zwei Geschlechter abgrenzen zu können, die sich, wegen ihrer vielfältigen Erscheinungsformen nicht in zwei distinkte Gruppen aufteilen lassen. So wird auf drei Ebenen (das chromosomale, gonadale und somatische Geschlecht) versucht, zwei Geschlechter zu formieren. Alle Zwischenstufen, die nicht in dieses Raster passen, werden pathologisiert, also in eine Störung verwandelt und als medizinisch zu behandeln indiziert.

Die im folgenden kurz erwähnten, von den MedizinerInnen ermittelten Störungsbilder der drei Determinanten der Geschlechtlichkeit, eröffnen eine weitere Dimension: KRAUSE beschreibt, daß es auf jeder Ebene der Embryonalentwicklung zu Störungen der Sexualdifferenzierung kommen kann. „Das Spektrum daraus resultierender Veränderungen ist breit“ (Krause, 1999: 3). LEITSCH kommt bei den Fehlbildungen des chromosomalen Geschlechts auf fünf Untergruppierungen, bei den Fehlbildungen des gonadalen Geschlechts auf drei Untergruppierungen, wobei eine, die der `Testesdysgenese<sup>16</sup>´, noch-

---

<sup>16</sup> Anlagebedingte Fehlentwicklung des Hodens

mals in drei Varianten unterteilt wird (vgl. Leitsch, 1996: 19). Bei den Fehlbildungen des somatischen Geschlechts werden 15 Untergruppierungen gefunden, von denen das 'adrenogenitale Syndrom' nochmals in vier Varianten unterteilt wird, bei denen es wiederum drei verschiedene Symptome geben kann (vgl. Leitsch, 1996: 20 f.). Auch die 'Störung der Testosteron- und Cortisolsynthese'<sup>17</sup> in der NNR<sup>18</sup> und den Testes<sup>19</sup> wird wiederum dreimal variiert (vgl. Leitsch, 1996: 26 f.), die 'Störungen der Testosteronsynthese im Hoden' hat zwei Varianten (vgl. Leitsch, 1996: 28 f.).

Die Kategorie 'Komplette testiculäre Feminisierung und ähnliche Syndrome' wird von dem Autor dann in drei Gruppen unterteilt (vgl. Leitsch, 1996: 31 f.).<sup>20</sup> Hier ist die Frage zu stellen, warum so viele Kategorien der Störungen der Geschlechtsausprägungen von den MedizinerInnen geschaffen wurden? Es wird deutlich, daß die tatsächlich vorhandenen Variationen der Geschlechtsausprägungen (die die MedizinerInnen als 'Störungen' definieren) die Ausführungen der AnthropologInnen, die die Variabilität als den Geschlechtern inhärent betrachten (siehe Abschnitt 3.1.), bestätigen.

Je mehr sich aber die MedizinerInnen an den 'Reinformen' von 'Mann' und 'Frau' orientieren, desto mehr Menschen fallen mit Störungen/Variationen aus dieser Konstruktion heraus. Anstatt aber diese zu überdenken, verfestigen die MedizinerInnen die vorhandene Konstruktion zweier Geschlechter, indem immer mehr Krankheitsbilder als Abweichungen von diesem Schema geschaffen werden. Dies kann als ein Versuch dieser KinderchirurgInnen verstanden werden, die gleitende Vielfältigkeit zu beherrschen, ohne ihre rigorose Idee der voneinander klar trennbaren zwei Geschlechter aufgeben zu müssen. Des Weiteren scheinen die MedizinerInnen sich durch die Pathologisierung von Variationen ihr eigenes Tätigkeitsfeld zu schaffen und sich selbst zu Spezialisten zu erklären.

---

<sup>17</sup> Zusammensetzung von Testosteronhormonen und ein in der Nebennierenrinde zu produzierendes Hormon (Cortisol)

<sup>18</sup> Nebennierenrinde

<sup>19</sup> Hoden

<sup>20</sup> Die medizinischen Erklärungen der einzelnen Krankheitsbilder können im 'Erklärenden Verzeichnis' von Money, J./ Ehrhardt, A. 1975: 248-259 nachgeschlagen werden.

Die Gesamthäufigkeit der Geschlechtsvariationen, die von MedizinerInnen als Störungen der Geschlechtsausprägung diagnostiziert werden, schwanken von 0,1-0,2 % zu Werten 1:700 und 1:1500 (Leitsch, 1996: 114). Werden 80 000 000 Menschen in Deutschland zugrunde gelegt, schwanken die realen Zahlen zwischen 53 328 und 160 000 betroffenen Menschen.



### **3.3. Medizinische Zuweisung eines `eindeutigen` Geschlechts bei Intersexualität**

In diesem Kapitel soll veranschaulicht werden, mit welchen Argumentationen die KinderchirurgInnen hermaphroditischen Kindern ein eindeutiges Geschlecht zuweisen. Der Mediziner LEITSCH beschreibt Intersexualität als eine große Zahl schwerwiegender Störungen im Kindesalter, die bei fehlender Therapie zu schweren körperlichen und geistigen Schäden des Kindes führen könnten (vgl. Leitsch, 1996: 27). Die Humangenetiker BUSELMAIER / TARIVERDIAN hingegen stellen fest, daß die Entwicklungsanomalien von Geschlechtschromosomen nicht zu schwerwiegenden Erkrankungen führen, Fehlbildungen in der Regel nicht vorkommen und schwere geistige Entwicklungsverzögerungen eine seltene Ausnahme darstellen (vgl. Buselmaier/Tariverdian, 1999: 125). Dringend geboten sind ärztliche Interventionen ausschließlich bei akuter Lebensgefahr wie durch den Salzverlust bei manchen Formen von AGS<sup>21</sup> oder durch gonadale Tumore bei manchen Formen von Gonadendysgenese<sup>22</sup>.

Hier ist zu erkennen, wie der Wissenschaftler LEITSCH arbeitet, um eine medizinische Sichtweise durchzusetzen. Hermaphroditismus ist für ihn deshalb eine schwerwiegende Störung, weil er meint, daß ein Kind geschlechtlich auf weiblich oder männlich festgelegt werden muß, um Unsicherheiten des Kindes und der Eltern zu vermeiden (vgl. Leitsch, 1996: 129). Welche Unsicherheiten er dabei meint, erwähnt er nicht.

Hierzu schreibt SCHWEIGER, daß es eine entscheidende Frage sei, welches Geschlecht ein Kind bei der Geburt habe, weil alle Beteiligten sofort wissen wollen, ob es sich um ein Mädchen oder einen Jungen handle. KRAUSE nennt die Geburt eines Kindes mit intersexuellem Genitale<sup>23</sup> einen „psychosozialen Notfall für die Mutter und ihre Familie“ (Krause, 1999: 48). SCHWEIGER führt weiter aus, daß dieses Spannungsfeld Ärzte nicht dazu verleiten sollte, bei Intersexualität ein vorläufiges Geschlecht festzulegen. Es sollte sofort eine gezielte und qualifizierte Diagnostik stattfinden: die Genetik, der endokrinologi-

---

<sup>21</sup> Adrenogenitales Syndrom: Oberbegriff für verschiedene Enzymopathien (Erkrankung, wo die Aktivität der Enzyme oder Coenzyme gestört sei).

<sup>22</sup> Das Fehlen funktionstüchtiger Keimzellen.

<sup>23</sup> Mit Genitale wird die Gesamtheit der dem Geschlechtsverkehr und der Arterhaltung dienenden Geschlechtsorgane bezeichnet.

sche Status<sup>24</sup> und die anatomischen Verhältnisse müßten geklärt werden. Dann sollte auf der Basis dieser Befunde ein ausführliches Gespräch mit den Eltern stattfinden. Diese seien nur emotional in der Lage, sich für ein Geschlecht zu entscheiden, deshalb sollten die Ärzte ihr möglichstes tun, den Eltern die Lage ihres Kindes in verständlicher Weise zu erklären. Es dürfe nicht versäumt werden, auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Fruchtbarkeit und auf die Funktionalität des Genitals einzugehen (vgl. Schweiger, 1982: 85).

KRAUSE formuliert, daß nach „der frühzeitigen und eindeutigen Festlegung der Geschlechtsrolle des Kindes“ das „äußere Genitale frühzeitig zu korrigieren“ ist, „um im Umfeld des Kindes keine Zweifel an seinem Geschlecht aufkommen zu lassen“ (Krause, 1999: 10). Sie betont eindringlich die Wichtigkeit eines eindeutigen Vornamens für das intersexuelle Kind (vgl. Krause, 1999: 48). Hier einen gewissen Spielraum zu lassen für die Etablierung einer hermaphroditischen Identität kommt ihr gar nicht in den Sinn, denn später schreibt sie, daß an „dem einmal definierten Geschlecht [...] später nie wieder Zweifel aufkommen“ (Krause, 1999: 49) dürften, damit sich eine der Geschlechtsrolle entsprechende Geschlechtsidentität entwickeln könne.

Hier ist bedenken, daß die MedizinerInnen die Eltern und das Kind mit dieser Argumentationskette in die Tabuisierung der Uneindeutigkeit des Geschlechts des Kindes führen. Das Umfeld - FreundInnen, Verwandte, Bekannte, NachbarInnen usw.- soll keine Zweifel am Geschlecht des Kindes entwickeln. Sollen sich die Eltern denn nur mit den ÄrztInnen über diese Problematik auseinandersetzen? Warum sollten sich die Eltern dem Umfeld nicht öffnen, ihre Ängste und Befürchtungen, Hoffnungen und Utopien nicht mit ihrem Umfeld teilen? Die Sichtweise der MedizinerInnen geht offensichtlich davon aus, daß das Umfeld von Menschen generell unreflektiert und nicht in der Lage sei, sich konstruktiv mit außergewöhnlichen Tatbeständen auseinanderzusetzen.

Eine emotionale Entscheidung der Eltern: `Mein Kind soll nicht operiert werden, das ist ja schrecklich!` wäre vielleicht insofern besser, weil die Eltern sich in Ruhe mit der Situation auseinandersetzen sollten, um gesellschaftliche Normalvorstellungen und ihre eigenen Ängste zu reflektieren.

---

<sup>24</sup> Status der Drüsen, die Wirkstoffe bestimmter chemischer Zusammensetzung und physiologischer Bedeutung direkt in das Gefäßsystem absondern.

Auch der Mediziner SINNECKER betont die entscheidende Bedeutung einer raschen und sicheren Feststellung des Geschlechts bei Kindern mit ambivalentem Genitale für die weitere Entwicklung. Er sinniert aber auch darüber, welche Maßnahmen von Eltern und ÄrztInnen ethisch vertretbar seien: „Wie würde aber das Kind selbst entscheiden? Würde es dem männlichen oder weiblichen Geschlecht angehören wollen? Würde seine Individualität am besten im `dritten Geschlecht´ erhalten bleiben? Welche Rolle wird ein Kind mit `drittem Geschlecht´ in unserer geschlechtsdimorphen Gesellschaft einnehmen? Wird es in der Lage sein, sich selbstbewußt mit seiner Andersartigkeit zu identifizieren und seinen eigenen Weg zwischen den Geschlechtern finden? Wird es seine Andersartigkeit im Varieté zur Schau stellen oder zurückgezogen leben um seine Andersartigkeit zu verbergen?“ (Sinnecker, 2005: 1). Resigniert resümiert er anschließend, daß der Wunsch nach einer toleranten Gesellschaft zwar richtig und verständlich, aber keine Entwicklung zu dieser Toleranz erkennbar sei. Deshalb könne sich der Arzt nicht durch Nichtstun der Verantwortung entziehen, Entscheidungen sollten mit größtmöglicher Zurückhaltung getroffen werden und die äußeren Genitale sollten - falls erforderlich - bis zum Abschluß des ersten Lebensjahres operativ so gestaltet werden, daß es eindeutig weiblich oder männlich aussehe. Bei der Behandlung eines Hermaphroditen, der zu einer Frau `gemacht´ werden soll, erklärt SINNECKER, daß „alle operativen Maßnahmen“ auf „ein Minimum beschränkt bleiben und auf einen Zeitpunkt nach der Pubertät verschoben werden, an dem die junge Frau selbst über sich und ihren Körper entscheiden kann“ und „größere Eingriffe und Hormonbehandlungen sollten ausschließlich auf Wunsch der Patientinnen durchgeführt werden“ (Sinnecker, 2005: 1). „Durch eine rasche und unzweifelhafte Geschlechtszuweisung, kontinuierliche ärztliche und psychologische Betreuung und vertrauensvolle interdisziplinäre Zusammenarbeit sollen die Voraussetzungen geschaffen werden, daß das Kind später ein erfülltes Leben inklusive Sexualpartnerschaft führen kann“ (Sinnecker, 2005: 2).

Immerhin zieht dieser Mediziner ein drittes Geschlecht in Betracht und denkt darüber nach, für ihn ist aber keine Toleranz in der Gesellschaft spürbar, deshalb argumentiert auch er für die frühzeitige Operationen von intersexuellen Kindern, um bei ihnen geschlechtliche Eindeutigkeit herzustellen. Weitere Behandlungen sollen dann - immerhin - auf einen Zeitpunkt nach der Pubertät ver-

schoben werden, um den Wunsch der PatientInnen zu respektieren. Dieser Mediziner übersieht in seiner Argumentation, daß er nicht nur durch `etwas tun` Verantwortung trägt, sondern auch maßgeblich an der `Toleranz in der Gesellschaft` beteiligt sein könnte und hier eine Verantwortung trägt. Seine Interpretationen und binären Denkstrukturen beeinflussen Menschen in hohem Maße, gilt doch ein Arzt nach wie vor als `Halbgott in Weiß`, dem geglaubt und vertraut werden kann.

SCHWEIGER unterscheidet bei festgestellter Intersexualität zwei zentrale Fragen: 1. Wann chirurgisch-therapeutische Eingriffe erfolgen sollten und 2. Welches Geschlecht dem Individuum zugeordnet werden sollte. Zu den individuellen Befunden des Kindes zieht sie allgemeine Erkenntnisse der kindlichen Sexualentwicklung zurate. Sie fand heraus, daß sich die Sexualentwicklung multifaktoriell vollziehe. Beeinflußt werde sie von pränatal fixierten Faktoren wie dem chromosomalen, dem gonadalen und dem zerebralen<sup>25</sup> Geschlecht. Für sie spielen bei der Festlegung des Zeitpunktes von Operationen das morphologische Geschlecht, die nach der Geburt zugewiesene bürgerliche Geschlechtsrolle und biologisch begründete geschlechtsspezifische Erziehungstendenzen eine entscheidende Rolle. Das Wechselspiel dieser Kräfte bewirke die Geschlechtsidentifikation des Kindes im Alter von etwa zwei bis drei Jahren. Die Entwicklung gehe später über in die sexuelle Orientierung und Partnerwahl, in die Übernahme der psychosozial bestimmten Geschlechtsrolle bis hin zur Sexualität als Teil des Welt- und Menschenbildes. SCHWEIGER meint, daß die zentrale Bedeutung der Geschlechtsidentifikation des Kindes für die gesamte spätere Lebensgestaltung aus dieser vereinfachten Darstellung hervorgehe. Sie schreibt, daß die drei bedeutenden Faktoren (das morphologische Geschlecht, die zugewiesene bürgerliche Geschlechtsrolle und die geschlechtsspezifischen Erziehungstendenzen) die Geschlechtsidentifikation des Kindes beeinflussen, gleichzeitig betont sie, daß eine geschlechtsspezifische Erziehung nur möglich sei, wenn das morphologische Geschlecht mit dem zugewiesenen Geschlecht übereinstimme: Sei dies nicht der Fall, wären die Eltern verunsichert und eine normale Entwicklung des Kindes sei nicht mehr gewährleistet (vgl. Schweiger, 1982: 6 f.). Um ihre These zu untermauern führt sie eine Untersu-

---

<sup>25</sup> Das Gehirn betreffend

chung über das „psychosexuelle Verhalten von Frauen mit AGS<sup>26</sup>“ an. „Von den 14 untersuchten Patientinnen im Alter zwischen 18 und 30 Jahren zeigten alle ein normales weibliches Sexualverhalten. Keine von ihnen hatte homosexuelle Erfahrungen“ (Schweiger, 1982: 9). KRAUSE argumentiert ähnlich, sie meint, daß im Rahmen der hormontherapeutisch gesteuerten Pubertätsentwicklung „eine problemlose Geschlechtsidentifikation mit normalen Partnerbeziehungen und Befriedigung sexueller Bedürfnisse ermöglicht“ (Krause, 1999: 35) werde.

Mit diesen Aussagen deuten SCHWEIGER und KRAUSE an, daß sie Homosexualität als unerwünschte Erscheinung betrachten und ihre persönlichen Gesinnungen mit ihren Rollen als Ärztinnen verweben. Ihr Beruf gibt ihnen die Macht, durch ihre persönlichen Einstellungen gesellschaftliche Zustände zu formen und zu stabilisieren oder auch in Frage zu stellen und zu verändern.

Die `wissenschaftlichen` Begründungen der MedizinerInnen für operative Eingriffe resultieren offensichtlich aus ihren persönlichen Normvorstellungen, die in der enggefaßten Konstruktion heterosexueller Frauen und Männer beschränkt sind. SCHWEIGER richtet sich, obwohl sie darstellt, daß das morphologische, das zugewiesene bürgerliche Geschlecht und geschlechtsspezifische Erziehungstendenzen wichtig für die Identitätsbildung sei, nach der biologischen Grundlage und macht alle weiteren Faktoren davon abhängig. Sie hinterfragt die vorherrschenden gesellschaftlichen Konstruktionen nicht und beruft sich nur auf AutorInnen, welche die zentrale Bedeutung der Geschlechtsidentifikation hervorheben. Forschungen und Theorien, die die Geschlechterrollen in Frage stellen, werden von ihr ignoriert. Sie befürwortet die geschlechtsspezifische Erziehung, ohne die gesellschaftliche und politische Bedeutung derselben einzubeziehen. Was SCHWEIGER unter einer normalen Entwicklung des Kindes versteht, zeigt sich, als sie das normale weibliche Sexualverhalten erklärt: keine homosexuellen Erfahrungen. KRAUSE betont, daß eine „unzureichend angelegte Vagina“ nach medizinischen Behandlungen „zu einer kohabitationsfähigen<sup>27</sup> Vagina entwickeln kann“ (Krause, 1999: 35). Eine nicht kohabitationsfähige Vagina ist also unzureichend.

SCHWEIGER bemerkt weiter, daß das Alter, in dem das Geschlechtsbewußtsein eines Kindes erwacht (also zwischen dem 18. und 24. Lebensmonat) auch

---

<sup>26</sup> Adrenogenitales Syndrom

<sup>27</sup> fähig zum Geschlechtsverkehr

die Zeitgrenze sein müsse, in der die Genitalkorrektur erfolgen solle. Sie meint, daß der Eingriff möglichst schon im ersten Lebensjahr durchgeführt werden sollte, da die Operationserfahrungen an ihrer Klinik zu diesem Alter sehr gut seien (vgl. Schweiger, 1982: 87). Dann erklärt sie, daß Behandlungen oft wegen der Unzuverlässigkeit von PatientInnen keine guten Ergebnisse erzielten (vgl. Schweiger, 1982: 92). Gleichzeitig berichtet sie von einem Mädchen, welches erst mit 16 Jahren operiert wurde und daß dank dessen optimaler Mitarbeit ein ausgezeichnetes Operationsergebnis erzielt werden konnte (vgl. Schweiger, 1982: 92).

Spätestens hier ist die Frage zu stellen, warum hermaphroditische Menschen nicht selbst entscheiden sollen, ob sie sich operieren lassen möchten, oder nicht. Offensichtlich funktioniert die Zusammenarbeit zwischen ÄrztInnen und PatientInnen auf freiwilliger Basis besser.

Weiter behauptet SCHWEIGER, daß von Eltern nicht gefordert werden könne, ein intersexuelles Kind mit einer peniformen Klitoris als Mädchen zu erziehen (vgl. Schweiger, 1982: 87). Hier ist zu sehen, wie die MedizinerInnen die äußeren Genitalien von Menschen normiert haben. Im 19. Jahrhundert war es noch Realität, daß die Klitoris von Frauen zuweilen die Größe eines Zeigefingers erreichte (vgl. Foucault, 1998: 186). Heute stellen die MedizinerInnen es so dar, daß es unzumutbar für Eltern sei, wenn ihre Kinder Genitalien etwas abseits der von ihnen hergestellten Norm hätten. Damit vernachlässigen sie das menschliche Individuum und bewerten es aus der Sicht seiner nicht genormten Geschlechtsorgane und sorgen dafür, daß nur die von ihnen hergestellten 'normalen' Geschlechtsorgane sichtbar sind. Alles, was etwas neben diesem eng gefaßten Raster des 'Normalen' weilt, wird von diesen MedizinerInnen operiert, bis es so aussieht, wie es ihren ästhetischen Vorstellungen entspricht. SCHWEIGER berichtet an anderer Stelle, daß auch kleine Schamlippen, die ungleich in der Größe waren, operativ nachkorrigiert wurden (vgl. Schweiger, 1982: 71).

Die MedizinerInnen könnten die Eltern auch dahingehend beraten, daß Geschlechtsorgane variabel sind und sich unterscheiden, bei manchen Menschen so und bei anderen anders und daß gerade diese Vielfalt das Leben spannend und interessant machen kann.

Desweiteren erweckt SCHWEIGER den Anschein, ihren eigenen ästhetischen Vorstellungen zu folgen, da sie betont, daß mit der operativen Korrektur eine Angleichung an den normalen weiblichen bzw. männlichen Phänotyp erreicht werden soll und daß sie eine hypertrophierte<sup>28</sup> Klitoris als „kosmetisch stark störend“ (Schweiger, 1982: 87) empfindet.

Dann sollten die MedizinerInnen den Eltern auch ehrlich vermitteln, daß es sich bei diesen Operationen um Schönheitsoperationen handelt.

Für SCHWEIGER ergibt es sich konsequenterweise, daß nach dem 2. Lebensjahr keine Änderung des Geschlechts mehr durchgeführt werden kann, ohne die Gefahr eines schweren psychischen Schadens für das Kind, denn von diesem Alter an sollte alles daran gesetzt werden, die bestehende Geschlechtsrolle zu stabilisieren und zu bestätigen (vgl. Schweiger, 1982: 87).

Hier wird die Wechselbeziehung von MedizinerInnen und Macht deutlich. Sie bestimmen durch ihre Eingriffe die formierten Geschlechter mit, ohne ihrer Verantwortung gerecht zu werden, denn sie stellen die bestehende Geschlechtsrolle als `naturegegeben´ und unveränderlich dar. Daß ein schwerer psychischer Schaden auch aus zahlreichen Operationen, Bougierungen<sup>29</sup>, Nachkorrekturen, Nachuntersuchungen und Behandlungen entstehen kann, wird von den WissenschaftlerInnen der Universität zu Lübeck, die sich seit zehn Jahren intensiv mit den Ursachen und Folgen von Intersexualität auseinandersetzen, in einer Pressemitteilung eingeräumt. Sie stellen fest, daß die frühe Operation von intersexuellen Kindern, die aus ihnen `richtige´ Mädchen und `richtige´ Jungen machen soll, für den weiteren Lebensweg der Betroffenen psychisch und körperlich sehr belastend sein kann (vgl. Groenewold, 2002: 1).

Wie sich solche Behandlungen auf die Psyche der Betroffenen auswirken können, wird im folgenden ausgeführt.

---

<sup>28</sup> Vergrößerung von Organen durch Zunahme des Zellvolumens bei gleichbleibender Zellzahl

<sup>29</sup> Bougierung ist ein medizinischer Fachausdruck für die Dehnung von Körperöffnungen. In diesem Zusammenhang bedeutet Bougierung die Penetration der Vagina mit Metall-, Glas- oder Kunststoffstäben. Man spricht von Hegarstiften nach Alfred Hegar (1830-1914, Gynäkologe). `Hegar 10´ ist z.B. ein Bougierstab mit 10 mm Durchmesser.

### **3.4. Auswirkungen therapeutisch-chirurgischer Behandlungen auf intersexuelle Menschen**

In zunehmendem Maße schließen sich ehemals Intersexuelle zu Gruppierungen zusammen, um damit mehr in die öffentliche Sphäre zu rücken. So entstand 1993 die amerikanische Gruppe 'Intersex Society of North America' (ISNA), die etwa 150 Mitglieder umfaßt. Diese Gemeinschaft pflegt einen intensiven Austausch untereinander und Kontakte zu WissenschaftlerInnen, Medien, sowie vereinzelt ÄrztInnen. In Deutschland sind solche Gruppen erst im Entstehen; eine von ihnen ist die 'AG gegen Gewalt in der Pädiatrie<sup>30</sup> und Gynäkologie' (AGGPG). Alle derzeit existierenden Organisationen zeichnen sich dadurch aus, daß sich die der Gruppe angehörende Menschen trotz korrigierter Genitalien als Intersexuelle oder Hermaphroditen verstehen (vgl. Reiter, 1997: 49).

Da es für die Genitalkorrekturen und die medizinischen Eingriffe an Intersexuellen keine Forschungen über dauerhafte Behandlungserfolge oder Folgeschäden aus den Behandlungen gibt, kann an dieser Stelle keine repräsentative Aussage über die Auswirkungen gemacht werden. Betroffene recherchierten aber, daß ca. 60 % der medizinisch behandelten Intersexuellen Suizidversuche vorgenommen haben, von denen 20 % erfolgreich waren. Viele bewegen sich unerkannt im Rahmen des zugewiesenen Geschlechts. Für alle recherchierten Intersexuellen ist aber kennzeichnend, daß sie am Rande des Erträglichen zu leben erklären (vgl. Reiter, 1997: 50).

Ein/-e Betroffene/-r erläutert in ihren/seinen Ausführungen, daß durch die geschlechtlichen Zwangszuweisungen an nicht einwilligungsfähigen intersexuellen Kindern ein erheblich höherer psychischer Schaden entstehe, als dies durch die Ablehnung seitens der Bevölkerung der Fall wäre. Dazu kämen die physisch irreparablen Schäden durch die Operationen. Menschen besäßen ab der Geburt zwar keine ausgeprägte Identität, sehr wohl aber eine Integrität und ein Gefühl für Intaktheit.

Die sich zu diesem Thema äussernden operierten Intersexuellen beschrieben gerade die operativen Eingriffe als extrem einschneidend für ihr Leben, da ihnen die Möglichkeiten einer erfüllten Sexualität für alle Zeit versagt blieben. Un-

---

<sup>30</sup> Kinderheilkunde



abhängig sei hierbei, ob es sich um eine Reduktion oder eine Totalamputation des `Lustorgans` handelte. Als schwer belastend wurde auch die erlebte Isolation und die Unkenntnis der Umwelt und damit auch die Unmöglichkeit, sich offen zur Thematik zu äußern, beschrieben. Fast alle erlebten ihren Körper als `falsch`, da er von den MedizinerInnen konstruiert wurde. Etwa 15 % wünschten sich ihren ursprünglichen Körper zurück (vgl. Reiter, 1997: 50). Des Weiteren berichten Betroffene von extremen Traumatisierungen durch die Behandlungen und von dem Gefühl, sich trotz dieser Behandlungen von anderen Kindern unterschieden zu haben. Sie alle haben sich während der gesamten Adoleszenz extrem isoliert gefühlt und zwar trotz der Zuweisung zu einem bestimmten Geschlecht durch die MedizinerInnen. Schmerzhaftes Untersuchungen sind ebenso in Erinnerung wie auch als Vergewaltigung erlebte Penetrationen während gynäkologischer Untersuchungen und Bougierungen. Als demütigend und entwürdigend wurden körperliche Abtastungen jeder Art, sowie die Bildmaterialerstellung erlebt. Etwa 30 % der ermittelten Intersexuellen leben keinerlei Beziehungen. Ein Anteil von 60 % definiert sich im Rahmen des zugewiesenen Geschlechts als homosexuell (vgl. Reiter, 1997: 50). Dies ist deswegen von Bedeutung, weil den Eltern für die Zuweisungslegitimation von den MedizinerInnen ein erfülltes, normales, heterosexuelles Eheleben ihrer Kinder prognostiziert und suggeriert wurde.

Die amerikanische Forscherin ALEXANDER (1997) weist bei dem oben beschriebenen medizinischen Umgang mit intersexuellen Kindern auf signifikante Parallelen zur Struktur und zu den Folgen der systematischen sexualisierten Gewalt an Kindern hin. Im Kontext der Geschlechtszuordnung von intersexuellen Kindern spielen die Komponenten der Produktion und Ausnutzung einer Notlage, Isolation und Fehlinformation durch die MedizinerInnen eine Rolle. Die Folgen für intersexuelle Kinder sind Scham und Verwirrung, Verheimlichung und Schweigen .

### **3.5. Resümee der Dekonstruktion biologischer Geschlechternormierungen**

Die Absicht dieses Kapitels war auf die Verantwortung der WissenschaftlerInnen bei der Formulierung von Begriffen, Konzeptionen und Konstruktionen hinzuweisen, denn „wenn Menschen Situationen als real definieren, sind auch die Folgen real“ (Frey, 1992: 11). Diese These wird in der vorliegenden Arbeit besonders berücksichtigt. WissenschaftlerInnen sind InterpretInnen gesellschaftlicher Zusammenhänge und somit verantwortlich für ihre Theorien und deren Auswirkungen.

Die AnthropologInnen und MedizinerInnen, auf deren Konzepte in dieser Arbeit eingegangen wurde, folgen bei ihren Forschungen dem kulturell verankerten Alltagswissen um die Zweigeschlechtlichkeit. Sie suchen nach den Eigenschaften und Unterschieden zweier Geschlechter und nutzen Alltagsmethoden der Geschlechtszuschreibung, um Menschen als männlich oder weiblich zu identifizieren.

Die angeführten AnthropologInnen erkennen zwar die Variabilität, konstruieren aber dennoch polarisierte Geschlechter, weil sie sich nicht von ihren gesellschaftlichen Vorstellungen lösen können. Es werden Übereinstimmungen, Ähnlichkeiten oder gleitende Übergänge der Geschlechter zwar erkannt, aber statt der Komplexität des menschlichen Körpers werden die kontrastierenden Elemente betont. Es geht hierbei um klare Grenzziehungen. Denkweisen, die Polarisierungen in dieser Art verfestigen, bilden Gesellschaftshierarchien heraus und stärken die den Herrschaftssystemen innewohnenden Konkurrenzen, um auch die soziopolitische Dimension der in dieser Arbeit behandelten Thematik sichtbar zu machen.

Die MedizinerInnen pathologisieren die Variabilität der Geschlechter, die nicht in ihr Konzept hineinpassen. Sie gehen allerdings noch weiter, denn sie greifen mit ihren Operationen und Therapien in die körperliche Unversehrtheit von Menschen ein. Die Vorstellung der MedizinerInnen, daß es das Beste für Kinder sei, `normal` aufzuwachsen, reicht für sie aus, Operationen auszuführen, die nicht nur nicht mehr rückgängig zu machen sind, sondern auch, rein medizinisch gesehen, wenn überhaupt, zu dem frühen Zeitpunkt nicht erforderlich erscheinen. Daß diese Eingriffe selbst, die den nach außen hin normal wirkenden

Anschein einer eindeutigen Frau oder eines eindeutigen Mannes schaffen sollen, die innere `Normalität` eines kleinen Kindes zerstören können, wird nicht bedacht. Auch die Tatsache, daß den intersexuellen Kindern durch die sehr frühe Zuweisung die Möglichkeit genommen wird, sich selbst zu finden und damit ihre körperliche Integrität frühzeitig zerstört wird, bleibt bei der Umsetzung der gesellschaftlichen Vorstellungen von MedizinerInnen unberücksichtigt.

#### **4. Rechtliche Geschlechterdefinitionen und Geschlechtszuweisungen**

In diesem Teil der Arbeit soll aufgrund des oben ausgeführten Resümee's untersucht werden, wie der gesellschaftliche Rechtsbereich das `Frau`-`Mann` - dualistische Geschlechterdenken determiniert.

Insbesondere soll hier hinterfragt werden, inwieweit der Staat per Gesetz in das Leben von Intersexuellen eingreift. Da die Rechtsordnung in Deutschland an der `Ordnung der Geschlechter` maßgeblich beteiligt ist, wie im folgenden zu lesen sein wird, soll auch untersucht werden, wie die Geschlechter im Rechtssystem definiert werden. Dieser Abschnitt wird auch verdeutlichen, welche Lösungsmöglichkeiten das deutsche Rechtssystem für die im vorigen Kapitel dargestellten Probleme von Hermaphroditen darbietet.

Wie die bisherigen Ausführungen veranschaulichten, stellen MedizinerInnen Intersexualität in ihren zahlreichen Variationen als Krankheit dar, die therapiert werden müsse. TOLMEIN führt in seinem Aufsatz `Intersexualität und Menschenrechte` aus, daß dieser Auffassung weite Teile der Rechtswissenschaft folgen würden, mit dem Argument, daß das Personenstandsregister keine Mehrdeutigkeit dulde (vgl. Tolmein, 1999: 3).

Der Rechtswissenschaftler WACKE kommt zu ähnlichen Ergebnissen: „Unabhängig von der Gleich- oder Ungleichbehandlung der Geschlechter ist der sprichwörtliche `kleine Unterschied` beim Neugeborenen, ist die Einteilung in

männlich oder weiblich sowohl für die Person selber wie für die ganze Rechts- und Sozialordnung von elementarer Bedeutung. Schon bei der Meldung zum Geburtsregister ist das Geschlecht anzugeben; auch der Vorname muß es erkennen lassen. [... Es muß] unverrückbar feststehen, wer Mann bzw. Frau im biologischen und /oder juristischen Sinne ist“ (Wacke, 1989: 865).

Konstanze PLETT, Wissenschaftliche Referentin am Zentrum für Europäische Rechtspolitik an der Universität Bremen, skizziert in ihrem Artikel `Intersexualität aus rechtlicher Perspektive`, daß die Ehe bis ans Ende des 20. Jahrhunderts dasjenige Rechtsinstitut war, das allein zur Sicherung des legitimen Nachwuchses anerkannt war und bis heute Zweigeschlechtlichkeit voraussetzt und weiterhin voraussetzen soll. Da die Eheschließung vor dem 16. Lebensjahr in der deutschen Rechtsordnung nicht erlaubt ist, liege hier kein zwingender Grund dafür vor, jedes Neugeborene in das Raster `männlich` und `weiblich` zu pressen (vgl. Plett, 2001: 2 f.).

PLETT stellt weiter die These auf, daß im Laufe des 19. Jahrhunderts zwar immer mehr Bürgerrechte anerkannt wurden, diese aber nur den männlichen Teil der Gesellschaft zugute kamen. Ende des 19. Jahrhunderts oblag das politische und soziale Leben einer traditionellen Aufteilung von privater und öffentlicher Sphäre, wobei Frauen in den privaten Bereich verbannt waren, während Männer der öffentlichen Sphäre zugeordnet wurden. Dies führte dazu, daß politische und ökonomische Bürgerrechte wie das Wahlrecht, Zugang zu öffentlichen Ämtern und höherer Bildung und den meisten Ausbildungsberufen an das männliche Geschlecht geknüpft waren. Der Geschlechtsunterschied spielte also nicht nur für Eheschließungen eine Rolle, sondern war für die gesamte rechtliche und wirtschaftliche Staatssystem bestimmend. Zur Wahrung dieser Geschlechtsordnung ließ der Staat die Bevölkerung direkt nach der Geburt amtlich registrieren (vgl. Plett, 2001: 4 f.).

Heutzutage legt das Grundgesetz (GG) in Artikel 3 Abs. 2 S.1 fest, daß `Frauen und Männer` gleichberechtigt seien und in Artikel 3 Abs. 3 S.1 GG daß niemand wegen seines Geschlechts bevorzugt oder benachteiligt werden dürfe. Nach Artikel 2 Abs. 2 GG hat jeder Mensch das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit, also körperliche Integrität. Deshalb muß für jede medizinische Behandlung eine Einwilligung abgegeben werden. Da Neugeborene diese

Einwilligung nicht selbst erteilen können gibt es eine rechtliche Vertretung, meistens die Eltern (vgl. Plett, 2001: 8).

Das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) sieht keine Bipolarität der Geschlechter vor. Das Personenstandsgesetz (PStG) regelt in § 21 I Nr. 3 PStG, daß das Geschlecht des Kindes nach seiner Geburt eingetragen werden müsse, trifft aber keine Aussage darüber, welche Geschlechter es gibt (vgl. Tolmein, 1999: 3). Die Beurkundung des Geschlechts ist im Prinzip endgültig, ein Eintrag kann ausschließlich mit einer gerichtlichen Anordnung nach § 47 PStG durch einen sogenannten Randvermerk berichtigt werden (vgl. Plett, 2001: 4).

Aus all dem ergibt sich für TOLMEIN, daß die Bipolarität der Geschlechter in westlichen Gesellschaften als -rechtliche- Grundlage vorausgesetzt werde und daß sie dort herzustellen sei, wo sie nicht existiere (vgl. Tolmein, 1999:3).

Die Anfrage „Genitalanpassung in der BRD“ der `AG gegen Gewalt in der Pädiatrie und Gynäkologie` (AGGPG) an die Bundesregierung brachte folgende Antwort: „Soweit in den rechtlichen Regelungen des bundesdeutschen Rechts der Begriff des `Geschlechts` gebraucht wird, ist dieser immer eindeutig den alternativen Kategorien `männlich` und `weiblich` zugeordnet. Da die rechtlichen Regelungen nicht aussagen, was unter diesen Begriffen zu verstehen ist, müssen diese Begriffe nicht juristisch, sondern medizinisch-naturwissenschaftlich bestimmt werden“ (Drucksache der Bundesregierung 13/5757).

Auch die Bundesregierung besteht also auf zwei eindeutigen Geschlechtern und überläßt die Definition derselben Fachleuten aus der Medizin und anderen Naturwissenschaften. Wie würde sich die Bundesregierung verhalten, wenn beispielsweise die AnthropologInnen ihre Interpretationen überdenken würden und zu dem Schluß kämen, daß es wissenschaftlich nicht haltbar sei, Menschen in zwei Geschlechter aufzuteilen? Welche Folgeerscheinungen hätte dies für die gesamten Naturwissenschaften und für das Rechtssystem?

Wie im Kapitel 3.4. ausgeführt, stellen die operativen und hormonellen Behandlungen von Intersexuellen schwere Eingriffe in die physische Integrität der Kinder dar. Rechtsgrundlage für diese Eingriffe ist nach TOLMEIN das elterliche Sorgerecht aus § 1626 BGB, welches aber nicht Ausdruck der elterlichen Macht sein solle, sondern dem Bedürfnis der Kinder nach Schutz und Hilfe dienen und ihnen helfen solle, sich zu eigenverantwortlichen Persönlichkeiten innerhalb der sozialen Gemeinschaft zu entwickeln. TOLMEIN sieht die Grenzen

des elterlichen Sorgerechts dort, wo es zweifelhaft erscheint, ob es dem Kind nütze.

Für medizinische Maßnahmen gäbe es etwa den § 1631c BGB als Ausnahme, welcher die Sterilisation eines Kindes verbietet, weil sich die Erforderlichkeit und die Auswirkungen der Sterilisation bei Minderjährigen schwer beurteilen ließen. Die rechtliche Literatur setze es ebenso wie die medizinische als selbstverständlich voraus, daß die im Zuge der Geschlechtszuweisung vorgenommenen Eingriffe der Entwicklung des Kindes nützen würden (vgl. Tolmein, 1999: 4).

Für TOLMEIN ist es schwer verständlich, daß „bei Kindern die Sterilisation, die zwar folgenreich, die aber zugleich ein vergleichsweise leicht durchzuführender, einmaliger Eingriff ist, verboten wird“ und gleichzeitig „die vollständige oder teilweise Entfernung der Klitoris, oder die mit zahlreichen, psychisch erheblich belastenden Folgeeingriffen verbundene Einsetzung einer künstlichen Vagina erlaubt sein soll, wenn nur die Eltern zustimmen“ (Tolmein, 1999: 5).

Da die Medizin Intersexualität pathologisiert, ist auch die medizinische Indikation des Strafgesetzbuches (StGB), der einen Abbruch bis zum 9. Monat der Schwangerschaft gestattet, von Interesse: „Der mit Einwilligung der Schwangeren von einem Arzt vorgenommene Schwangerschaftsabbruch ist nicht rechtswidrig, wenn der Abbruch der Schwangerschaft unter Berücksichtigung der gegenwärtigen und zukünftigen Lebensverhältnisse der Schwangeren nach ärztlicher Erkenntnis angezeigt ist, um eine Gefahr für das Leben oder die Gefahr einer schwerwiegenden Beeinträchtigung des körperlichen oder seelischen Gesundheitszustandes der Schwangeren abzuwenden und die Gefahr nicht auf eine andere für sie zumutbare Weise abgewendet werden kann“ (§ 218a Abs. 2 StGB).

Da die MedizinerInnen, wie in dieser Arbeit dargestellt, Intersexualität als schwerwiegende Störung im Kindesalter einschätzen, besteht die Gefahr, daß intersexuelle Föten von den MedizinerInnen als nicht zumutbar für den seelischen Gesundheitszustand der Schwangeren deklariert werden und den Eltern zu einem Abbruch geraten wird.

In diesem Kapitel wurde dargestellt, wie rechtliche Auffassungen und Konzeptionen von Geschlechtern den gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen angepasst und den sozialen Geschlechtsrollen untergeordnet werden. Der folgen-

de Teil wird verdeutlichen, wie diese gesellschaftlichen Machtverhältnisse im sozialen Alltag durch symbolische Interaktionen immer wieder neu (re)produziert und stabilisiert werden.

## **5. Der Symbolische Interaktionismus: `doing gender`**

Der Symbolische Interaktionismus ist ein Ansatz zur Erforschung des menschlichen Zusammenlebens und des menschlichen Verhaltens und die theoretische Grundlage des `doing gender` - Konzeptes. In dieser Arbeit werden die wichtigsten drei Prämissen des Symbolischen Interaktionismus dargestellt, um deutlich zu machen, wie in dieser Theorie die Bedeutung von `Dingen` in die soziale Interaktion eingebettet ist. Herbert BLUMER formulierte als Grundlage des symbolischen Interaktionismus, daß Menschen `Dingen` gegenüber auf der Grundlage der Bedeutung, die diese Dinge für sie besitzen, handeln. Unter Dingen wird in dieser Theorie alles subsumiert, was Menschen in ihrer Welt wahrzunehmen vermögen.

Die Bedeutung solcher Dinge ist aus der sozialen Interaktion, die Menschen mit ihren Mitmenschen eingehen, abgeleitet oder entsteht aus ihr. Bedeutungen sind also soziale Produkte: Schöpfungen, die in den und durch die definierenden Aktivitäten miteinander interagierender Personen hervorgebracht werden. Diese Bedeutungen werden in einem interpretativen Prozeß, den die Person in ihrer Auseinandersetzung mit den ihr begegnenden Dingen benutzt, gehandhabt und abgeändert (vgl. Blumer, 1973: 80 ff.).

Das aus dem symbolischen Interaktionismus resultierende Forschungsinteresse der interaktiven Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit fragt auf der Ebene von Alltagswissen und Alltagshandeln nach den Konstruktions- und Selbstkonstruktionsprozessen von Geschlechtszugehörigkeit bei den Interaktionsbeteiligten. Hier wird davon ausgegangen, daß Geschlecht nicht etwas ist, was Individuen haben oder sind, sondern etwas, was sie tun: `doing gender`. In jeder alltäglichen Situation wird das Geschlecht permanent durch den Prozeß der Geschlechtsdarstellung, der Geschlechtswahrnehmung und der Geschlechtszuschreibung konstruiert und das wahrnehmende und einordnende Gegenüber

leistet den Hauptanteil der Konstruktion. Kritisch ist anzumerken, daß die gesellschaftlichen Machtverhältnisse in diesem Ansatz auf die Ebene der sozialen Kontrolle von Interaktionsbeteiligten verlagert wird und die sozialstrukturellen Bedingungen ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der sozialen Handlung von Individuen gefaßt werden (vgl. Wartenpfehl 1996: 192).

Hier gilt es anzumerken, daß auch die Forschungen und Konzepte der MedizinerInnen nicht in einem luftleeren Raum entstehen, sondern durch das kulturell verankerte Alltagswissen um die Zweigeschlechtlichkeit geprägt sind. Um in ihren Theorien biologische Geschlechtsmerkmale und -unterschiede feststellen zu können, müssen sie die Geschlechter vorher unterscheiden. HIRSCHAUER merkt dazu an, daß dem theoretischen Interesse an Unterschieden ein praktisches an Unterscheidungen vorausgehe. Der Rückgriff auf 'natürliche Unterschiede' ist also vor allem ein Rückgriff auf eine soziale Unterscheidungspraxis (vgl. Hirschauer, 1993: 24).

Es wird allgemein hin davon ausgegangen, daß das Geschlecht von Menschen offensichtlich sei, daß alle Menschen einem der beiden allgemein akzeptierten Geschlechter angehörten und es auch keine weiteren gäbe. Deshalb wird nun dargestellt, wie die beteiligten Individuen durch ihr Alltagswissen und ihre Interaktionen mit anderen die kulturell erzeugte Polarität der Geschlechter in ihrer Bedeutung erneuern und stabilisieren.

## **5.1. Geschlechtswahrnehmungen**

Der Soziologe HIRSCHAUER analysierte, daß Menschen die Geschlechtszugehörigkeit von anderen aufgrund von Indizien konstruieren würden. Weil die BetrachterInnen aber die Geschlechtszugehörigkeit ihres Gegenübers unbewußt bereits vorher festgelegt hätten, würden diese Indizien nur als Indizien erscheinen. Es hinge von den BetrachterInnen ab, welche Indizien sie auswählen würden, denn im Grunde könne alles für eine Geschlechtszuschreibung genutzt werden. Vor allem spielten bei der Wahrnehmung von Geschlechtern unterstellte Geschlechtsindizien in Kinetik, Mimik, Gestik, Kleidung, Stimme und Sprechweise eine Rolle, desweiteren zählen geschlechtertrennende Räume wie Toiletten oder geschlechtsspezifische Arbeitsgruppen dazu. All diese Hinweise könnten aber nicht einfach addiert werden, denn sie erzeugten gegensei-



tig ihr Geschlecht bei den BetrachterInnen. Auch wenn ein Indiz nicht stimmig sei, wäre es trotzdem möglich, das Geschlecht des Gegenübers festzulegen (vgl. Hirschauer, 1993: 33 ff.).

Die Kennzeichnungen für Geschlechter, im folgenden Geschlechtsattributionen genannt, seien nicht einfach ein objektiv richtiges Erkennen von Geschlechtsmerkmalen und bedienten sich auch nicht eines sie restlos vorstrukturierenden Codes von Indizien. Eine solche Fixierung hätte zur Folge, daß ein 'Mann' mit einer hohen Stimme nicht mehr als 'Mann' gesehen würde. Dafür erscheine aber die Unterscheidung von 'Frauen' und 'Männern' alltagspraktisch als zu wichtig. Damit hätten die Geschlechtsattributionen aber keineswegs beliebige Resultate, denn sie stünden unter den moralischen und kognitiven Zwängen der Personenwahrnehmung. Außerdem seien die Geschlechtsattributionen Prozesse, die sich durch ein Beziehen auf sich selbst und durch die Mithilfe von Indizien ihrer Richtigkeit vergewisserten (vgl. Hirschauer, 1993: 37 f.).

Die Methode der Geschlechtsattribution gehöre zu früh erworbenen Kompetenzen von Gesellschaftsmitgliedern, die, bevor sie hinterfragt, auch schon beherrscht würden und so zu angeblichen Gewißheiten führten. Die Betrachtenden seien sich so sicher, weil sie die äußere Erscheinung von Personen mit 'kulturellen' Genitalien ausstatteten und so - als hätten sie 'nachgesehen' - das Verborgene offensichtlich machten (vgl. Hirschauer, 1993: 38).

Geschlechtsattributionen erzeugten so ihr eigenes Fundament: einerseits werde der Körper als Grund für die Geschlechtsattribution gesehen, andererseits werde das Geschlecht eines Menschen durch die soziale Praxis der Ausstattung mit kulturellen Genitalien am Körper lokalisiert. Durch die schnelle Wahrnehmungsarbeit, ob es sich bei einem Menschen um eine 'Frau' oder einen 'Mann' handle, werde der Konstruktionsprozeß selbst unkenntlich (vgl. Hirschauer, 1993: 38).

Schon wenn ein Kind zur Welt komme, erneuerten Hebammen und MedizinerInnen mit ihrem Ausruf: 'Es ist ein Mädchen bzw. ein Junge' die Dichotomie der Geschlechter und ihre Bedeutung. Neben solchen sprachlichen Festschreibungen bei der Geburt könnten eine Reihe weiterer sozialer Praktiken die Geschlechtsorgane zu Kennzeichen von Gesellschaftsmitgliedern aufwerten wie beispielsweise Urinierpraktiken, Schamhaarrasuren oder sexuelle Praktiken.

Als subtilste Konstruktion genitaler Bedeutsamkeit sieht HIRSCHAUER die Konstitution als Blöße, die schamhaft zu bedecken oder mit entsprechenden Blickkonventionen (‘Anstarren ist unhöflich’) zu schützen sei. Dies schaffe eine Mystifizierung und symbolische Aufladung von Körperteilen. Die Bedeckung durch Kleidung könne natürlich auch andere Körperteile wie Beine, Schultern oder Brüste mit Sinn besetzen. Daß die Interaktionsteilnehmenden erwarteten, daß sich bei der Geburt eine Geschlechtszugehörigkeit zeige, beruhe also auch darauf, daß sie sich in fast allen anderen Situationen gesellschaftlichen Lebens so nicht zeige. *In Alltagssituationen würden die Genitalien als gegeben unterstellt.* Die Zeichenhaftigkeit der Geschlechtsorgane werde *unabhängig von ihrer Gestalt* und abhängig davon entschieden, ob jemand als ‘Frau’ oder ‘Mann’ angesehen werde, und dies sei in den meisten Situationen *keine Entscheidung von Genitalien* (vgl. Hirschauer, 1993: 26).

Aber nicht nur Geschlechtsorganen und Personen, sondern vielen kulturellen Objekten würden Geschlechtsbedeutungen zugeschrieben, wie Kleidungsstücken, Frisuren, bestimmte Gesten und Körperhaltungen, Tätigkeiten und Örtlichkeiten, Namen, Pronomina und im grammatischen Sinn beliebige Wörter. Diese Objekte könnten zwar historisch ihr Geschlecht verlieren, dennoch werde von den Gesellschaftsmitgliedern erwartet, daß sie das Geschlecht all dieser kulturellen Objekte erkennen könnten (vgl. Hirschauer 1993: 27).

HIRSCHAUER stellt fest, daß der Sinnzusammenhang von solchen Objekten kreisförmig hergestellt werde: den Eigenschaften und Verhaltensweisen, die einem Geschlecht zugeschrieben werden, werde implizit auch selbst ein Geschlecht zugeschrieben. So könnten auf Dauer nur Kleidungsstücke als weiblich gelten, die von Frauen getragen würden, aber auch umgekehrt könne in den meisten Situationen als Frau nur gelten, wer weibliche Geschlechtsindizien in Kleidung und Auftreten gebrauche. Die Sexualisierung vieler kultureller Objekte sei also eine Voraussetzung für die geschlechtliche Kategorisierung von Personen (vgl. Hirschauer, 1993: 28).

## **5.2. Geschlechtsdarstellungen**

Von der Seite der Darstellungen betrachtet, stellt HIRSCHAUER fest, daß Menschen die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit als alltägliche,

‘natürliche’ Dimension erleben. Sie hätten ihr weibliches oder männliches Geschlecht einfach so, ob sie wollten oder nicht und egal was sie täten oder ließen.

Hier gelte es, die Bildförmigkeit sozialer Wirklichkeit mit dem Darstellungsbegriff aufzuzeigen. Die soziale Ordnung der Geschlechter werde verbildlicht, das heißt in Darstellungen vollzogen. Diese Darstellungen zeige den Teilnehmenden eine Wirklichkeit und in dieser Wirklichkeit sei jede Darstellung wiederum verantwortlich für diese Wirklichkeit. So beständen Geschlechtsdarstellungen aus sexuierten Darstellungselementen, die die BetrachterInnen einerseits als Geschlechtsmerkmal oder Geschlechtsindiz, andererseits als typisch weibliche oder männliche Eigenschaft oder als gehöriges Verhalten erkennen könnten. Das Geschlecht, das dem Verhalten angemessen sein sollte, werde erst durch das Verhalten hergestellt, aber auch umgekehrt, mit einem anderen Geschlechtsmerkmal verändere ein Verhalten seine Bedeutung, etwa indem eine Geste bei einer Frau anders wirke, als bei einem Mann. Teilnehmende verglichen das Verhalten von Frauen und Männern und urteilten dann darüber, was angemessen sei und was nicht.

Desweiteren reproduzierten Geschlechtsdarstellungen politische Bedeutungen, wenn sie beispielsweise die Dominanz von Männern in Situationen bemerkbar repräsentierten, aber auch maßgeblich konstituierten. Zudem demonstrierten Geschlechtsdarstellungen auch die Eigenarten der Geschlechter im Allgemeinen, die kulturell normalen Geschlechterbeziehungen mit ihrer erotischen und hierarchischen Dimension und die Zweigeschlechtlichkeit als selbstverständliche Tatsache (vgl. Hirschauer, 1993: 38 ff.).

Darstellungen orientierten sich nicht nur an Normen, sie seien vielmehr konstitutiv für Normalität, indem sie sich selbst normalisierten. Deutlich wird dies durch die Bilder und Darstellungen von Mannequins, SchauspielerInnen, ModeschöpferInnen, MusikerInnen, KünstlerInnen oder FotografInnen. Wird beispielsweise oft genug ein gefühlsbetonter ‘Mann’ gezeigt und dargestellt, normalisiert sich diese Darstellung allmählich. Ebenso wirkt auch im Alltag die Autorität individueller Auftritte, wenn die DarstellerInnen sich souverän der Elemente des anderen Repertoires bedienen (vgl. Hirschauer, 1993: 46).

### 5.3. Geschlechtszuschreibungen

HIRSCHAUER stellt dar, daß die Geschlechtsattributionen auch in den Darstellungen enthalten seien, da die Betrachtenden implizit annehmen würden, daß die Darstellenden sich selbst auch so wahrnehmen würden, wie sie erscheinen würden. Für die Darstellenden wiederum seien die Geschlechtsattributionen von Betrachtenden vornehmlich in deren Darstellungen realisiert. So könnten die Darstellenden ohne eine Anrede nur in den Behandlungsweisen, die sie von anderen Menschen erführen, ablesen, welches Geschlecht ihnen von den anderen verliehen werde (vgl. Hirschauer, 1993: 46).

Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit sei ein gegenseitiges Entgegenkommen und auch eine dichte Kollaboration in der Unkenntlichmachung eines Konstruktionsprozesses. Der Grund für die Kollaboration sei, daß die Darstellenden und die Betrachtenden abhängig voneinander seien. Diese Abhängigkeit habe nach HIRSCHAUER drei Aspekte:

- I. Die Teilnehmenden bewahrten die kulturellen Ressourcen ebenso wie einander vor dem geschlechtlichen Gesichtverlust. Sie stellten das Geschlecht der anderen Teilnehmenden immer mit dar und ermöglichten einander so, Frauen oder Männer zu sein.
- II. Die Teilnehmenden bewahrten auch ihre kognitive Integrität, d. h. sie ermöglichten einander, an die Alltagstheorie zu glauben, die genau zwei Geschlechter postuliere.
- III. Um in ihrer Selbstwahrnehmung nicht irritiert zu werden, seien die Teilnehmenden auch von der Kenntnis der Geschlechtszugehörigkeit der anderen abhängig. Zweifelte jemand an der Geschlechtszugehörigkeit des Gegenübers, gerate auch die eigene ins Wanken, denn dann werde es schwer, ihre Bedeutung zu fixieren, als das gleiche oder das andere Geschlecht. Eine Person könne wissen, daß sie eine `Frau` sei, aber was bedeute das, wenn sie über das Geschlecht einer anderen Person unsicher sei (vgl. Hirschauer, 1993: 55 f.)?

Jede Darstellung setze also die Dargestellten in ein bestimmtes Verhältnis zu der durch sie gezeigten sozialen Ordnung, da die Geschlechtszugehörigkeit

von Menschen immer mit ihrer Gesellschaftszugehörigkeit verknüpft sei. Die soziale Ordnung werde durch die rigoros dichotome Zusammensetzung der `ordentlichen´ Gesellschaftsmitglieder aufrechterhalten. Etwas `Zweideutiges´, `Anormales´ würde die durch die Selbstverständlichkeit der Geschlechterdichotomie hergestellte Achtung, als Frau oder Mann erkannt zu werden, gefährden. Der soziale Ort `zwischen´ den Geschlechtern sei am Rand, wenn nicht sogar außerhalb der Gesellschaft von Menschen, die die Stabilisierung kultureller Wirklichkeit garantierten. Eins der beiden anerkannten Geschlechter zu haben, bedeute also auch, an seiner Geltung und dadurch auch an seiner (Re)Produktion teilzunehmen (vgl. Hirschauer, 1993: 50).

Durch dieses Sichtbarmachen der Konstruktionen in den Interaktionen von Menschen wird deutlich, weshalb es für einzelne Menschen schwer ist, aus der Zuordnung zu `Frau´ oder `Mann´-Kategorien auszubrechen oder diese ganz zu negieren.

Da aber die Geschlechtsdarstellungen konstitutiv für Normalität sind und die Eigenarten der Geschlechter im allgemeinen demonstrieren, können einzelne Menschen daran mitwirken, die Geschlechtergrenzen zu verwischen, indem sie sich auch Elemente des `anderen´ Repertoires bedienen.

Und ein weiterer Aspekt wurde in diesem Kapitel sichtbar: die tatsächlichen Geschlechtsorgane sind bei der sozialen Unterscheidungspraxis nicht von Bedeutung, denn sie werden als gegeben unterstellt.

## **6. Postmoderne Theorien: Von der Dekonstruktion der Geschlechter zur Queer-Theorie**

Theoretisch bietet der im Weiteren dargestellte Dekonstruktionsansatz sowie die darauf folgende Queer-Theorie Möglichkeiten für ein „Anders-Denken“ der Geschlechter. Der Dekonstruktionsansatz entstand eher in der feministischen Sphäre, während die Queer-Theorie sich aus der Lesben- und Schwulenbewegung entwickelte. Beiden Ansätzen ist gemein, daß sie sich als grundlegende Theorien für Emanzipationsbestrebungen von Intersexuellen eignen, da sie die festgefügte Geschlechterordnung in ihren Grundfesten erschüttern.

### **6.1. Die Dekonstruktion der Geschlechter**

Ab 1984 setzte sich die Sozialwissenschaftlerin Carol HAGEMANN-WHITE in verschiedenen Aufsätzen mit den physiologischen und anatomischen Grundlagen des Zweigeschlechtermodells auseinander und plädierte für die Vorstellung eines morphologischen Kontinuums zwischen Weiblichkeit und Männlichkeit (vgl. Hagemann-White, 1984: 79), denn das Geschlecht sei selbst in den Definitionen der Humanbiologie nicht eindeutig in Frauen und Männer zuzuordnen (vgl. Hagemann-White, 1988: 228). „Diese Infragestellung der selbstverständlichen Zweigeschlechtlichkeit bedeutet nun keineswegs eine Unterschätzung der Körperlichkeit, sondern vielmehr ein geschärftes Bewußtsein der dichotomen Optik, mit der sie in unserer Kultur wahrgenommen und gelebt wird. Selbst gesellschaftlich bedeutsame Merkmale wie das Gebären oder die als Zeichen der Gebärfähigkeit wahrgenommene Menstruation gelten weder für alle `Frauen´ noch für irgendeine Frau immer. Nicht ihre Realisierung, sondern die Vermutung ihrer Möglichkeit ist mit der Geschlechteszugehörigkeit verknüpft. Die Zweigeschlechtlichkeit ist zuallererst eine soziale Realität“ (vgl. Hagemann-White, 1988: 229).

HAGEMANN-WHITE kritisiert an vielen Strömungen der (bundesrepublikanischen) Frauenbewegung, daß diese an biologischen Argumentationen und somit an angeblich unaufhebbaren Geschlechtsunterschieden festgehalten hät-

ten. Blieben so nicht die Macht und Herrschaftsverhältnisse dieser Gesellschaft erhalten? Würde nicht so durch die feministische Forschung die Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit bestätigt? Diese besagt, „daß jeder Mensch entweder weiblich oder männlich sein müsse, was im Umgang erkennbar zu sein hat (Eindeutigkeit); daß die Geschlechtszugehörigkeit körperlich begründet sein müsse (Naturhaftigkeit); und daß sie angeboren ist und sich nicht ändern könne (Unveränderbarkeit)“ (Hagemann-White, 1988:228).

HAGEMANN-WHITE's Thesen wurden in den feministischen, akademischen Debatten der 1980er Jahre nicht aufgegriffen, so daß von einer Rezeptionssperre gesprochen wurde (vgl. Gildemeister, 1995: 203).

Erst Anfang der 1990er Jahre flammte in Deutschland die Diskussion um das biologische Geschlecht als kulturell konstruiert durch den Auftritt der feministischen Philosophin Judith BUTLER auf. Ihr Buch 'Das Unbehagen der Geschlechter' (1991) wurde u.a. deshalb so erfolgreich, weil es inzwischen in Europa eine allgemeine Tendenz im Feminismus gab, die versuchte, zwischen Frauen zu differenzieren und die psychischen Ambivalenzen zwischen den einzelnen Frauen zu benennen. Desweiteren überwindet BUTLER den Streit zwischen Gleichheits- und Differenzfeminismus scheinbar, bzw. stellt sie ihn auf eine höhere Stufe. Die Einen setzten sich für die Gleichheit von Frauen und Männern ein, die Anderen betonen die Differenz zu Männern und männlichen Werten. BUTLER will aber beides nicht und befürwortet die Dekonstruktion von beiden Geschlechtern (vgl. Kormos, 2004: 2).

BUTLER wendet sich vehement gegen jede binär konstruierte Geschlechtsidentität. Die Geschlechtsidentität versteht sie als „eine Art ständiger Nachahmung (...), die als das Reale gilt“ (Butler, 1991: 8). Diese Sicht ermöglicht es, die Geschlechtsidentität zu entnaturalisieren und damit zu politisieren. Sie betont in diesem Zusammenhang, daß die Nachahmung sich an einem Ideal ausrichte, daß sowieso niemand erreichen könne.

Die Vorstellung, daß die Geschlechtsidentität eine Konstruktion darstellt, behalte nach der Vorstellung von BUTLER „einen bestimmten Determinismus der Bedeutungen der Geschlechtsidentität (gender meanings), die in die anatomisch differenzierten Körper eingeschrieben sind, wobei diese Körper ihrerseits als passive Empfänger eines unumstößlichen kulturellen Gesetzes verstanden werden. Wenn aber die jeweilige 'Kultur', die die Geschlechtsidentität 'konstru-

iert', nach Maßgabe des Gesetzes (oder eines Ensembles von Gesetzen) begriffen wird, ist die Geschlechtsidentität ebenso determiniert und festgelegt wie nach der Formel 'Biologie ist Schicksal'. Nur hätte hier die Kultur an Stelle der Biologie die Rolle des Schicksals eingenommen" (Butler, 1991: 25).

BUTLER geht noch weiter, wenn sie behauptet, daß die Kultur die Rolle der Biologie nicht nur in Bezug auf die Geschlechtsidentität, sondern auch im Bezug auf das Geschlecht selbst übernommen hat, denn „der Leib ist selbst eine Konstruktion - wie die unzähligen 'Leiber', die das Feld der geschlechtlich bestimmten Subjekte bilden. Man kann nämlich den Körpern keine Existenz zusprechen, die der Markierung ihres Geschlechts vorherginge. So stellt sich die Frage, inwiefern der Körper erst in und durch die Markierung(en) der Geschlechtsidentität *ins Leben gerufen* wird" (Butler, 1991: 26). Es wird der Blick auf den anatomischen Körper auf die Prägung durch die Kultur der jeweiligen Gesellschaft bezogen. Damit kann die Kategorie 'Geschlecht' als nicht natürliche, sondern als politische und damit veränderbare Kategorie begriffen werden. So gilt das Geschlecht nicht länger als „'innere Wahrheit' der Anlagen und der Identität“, sondern ist als „parodistische Vervielfältigung und ein subversives Spiel der kulturell erzeugten Bedeutungen der Geschlechtsidentität (gendered meanings) [...], sobald sie von ihrer naturalisierten Innerlichkeit und Oberfläche befreit ist“ (Butler, 1991: 61). Hier wird der politische Gehalt ihres Ansatzes, die Vervielfältigung der Geschlechtsidentität, umrissen.

BUTLER argumentiert, daß die „'Einheit' der Geschlechtsidentität“ der Effekt eines Regulierungsverfahrens sei, „das durch die Zwangsheterosexualität eine einförmige geschlechtlich bestimmte Identität (gender identity) zu schaffen“ (Butler, 1991: 58) versuche. Die Natürlichkeit der Geschlechtsidentität aufgrund ihrer biologischen Grundlage, der Anatomie, anzunehmen, bewirkt demzufolge eine Normierung der Verhaltensformen und schließt gleichzeitig alles Abweichende als 'verworfen' aus. Gleichzeitig verweist sie darauf, daß der wissenschaftliche Blick auf die Anatomie ebenfalls problematisch sei, weil dieser zum Einen selbst kulturell bedingt ist und zum Zweiten standardisiert (und so Abweichungen als entweder abnorm ausschließt oder in die zwei Geschlechterkategorien hineinpreßt). Die kulturellen Machtverhältnisse, die die biologischen Wissenschaften bei ihren Konstruktionen beeinflussen, sind nicht einfach zu reduzieren; wenn „die regulierenden Fiktionen von Geschlecht (sex) und Ge-



schlechtsidentität (gender) selbst vielfältig angefochtene Schauplätze der Bedeutung sind, bietet gerade die Mannigfaltigkeit ihrer Konstruktion die Möglichkeit, mit ihrer Pose scheinbarer Eindeutigkeit zu brechen“ (Butler, 1991: 59).

Die Lösung, die BUTLER bietet, ist eine erst zu produzierende Identität, die allen kollektiven Wesensbestimmungen entgegensetzen ist. Sie fordert, die Normierung der real existierenden Körper wahrzunehmen, und sich dadurch klarzumachen, daß selbst das, was wir als Geschlecht sehen, nicht in zwei Arten von Menschen aufgeht.

Allen kollektiven Geschlechtsbestimmungen setzt BUTLER eine `performative Identität' entgegen. Dies bedeutet, daß die Geschlechtsidentität durch Performance zu verschieben, herzustellen und das darin enthaltene emanzipatorische Potential zu erläutern sei. Ihr Ziel ist die Verschiebung und Vervielfältigung der Geschlechtsidentität durch Performance und Umdeutung und damit die Befreiung von Zwangsheterosexualität und Normierung zu bewirken.

## **6.2. Queer-Theorie**

Eine weitere postmoderne Theorie, die für die Emanzipationsperspektiven von intersexuellen Menschen interessant ist, heißt Queer-Theorie und wird im Folgenden dargestellt. Der Literaturwissenschaftler WOLTERS DORFF sieht vielfältige Hintergründe, aus denen die Queer-Theorie in den USA Ende der 1980er Jahre entstanden ist. Einerseits verfolgten die Frauen-, Lesben- und Schwulenbewegung separatistische Politiken mit im einzelnen sehr unterschiedlicher Ausrichtungen, welche die Entstehung von homogenisierten Ghettos unterstützten. Zudem wurde eine Hinwendung der Funktionäre von den schwul-lesbischen Bewegungen zur Lobby-Politik merkbar, um unter der us-amerikanischen Verteilungspolitik Berücksichtigung zu finden. „Sie stellten Schwule als assimilationswillige großstädtische Einkommenselite dar, die sich nach Anerkennung durch den Mainstream sehnt. [...] All dies förderte eine homogenisierte Darstellung nichtheterosexueller Lebensformen, die stillschweigend ihre weißen, mittelständischen und männlichen Vertreter zur Norm machte“ (Woltersdorff, 2003: 914). Diese und andere Konflikte schürten eine aggressive Politik

der Wut. Queere Politik versucht, die randständigen Positionen der offiziellen Identitätspolitik in den Mittelpunkt zu rücken. „Queer entstand also als eine neue Form der Bündnispolitik von sehr unterschiedlichen gesellschaftlichen Außenseiterinnen und Außenseitern, die deshalb auch als ‚Regenbogenkoalition‘ bezeichnet und symbolisiert wurde“ (Woltersdorff, 2003: 915). Nicht die gesellschaftliche Aufwertung, Anerkennung oder Aufnahme in die Normalität zeichnet die Selbsttitulierung queer aus, sondern der Protest gegen die eigene Marginalisierung in einer hetero-normativen Welt ohne den eigenen Einfluß in dieselbe, sondern der eigene Ausschluß aus der Heteronormativität wird zum Programm (vgl. Luhmann, 1998: 42). Queer ist eine Politik der Grenzüberschreitung, „verweigert die Anpassung und versucht stattdessen, aus einer Position am Rande die dominante heterosexuelle Ordnung zu unterminieren“ (Luhmann, 1998: 43). Ziel dieser Politik ist es, „das, was als natürlich und normal gilt, zu stören und statt dessen aufzuzeigen, wie Normalität sozial produziert und durchgesetzt wird“ (Luhmann, 1998: 43).

Queer steht für den Versuch, Identitätskategorien wie lesbisch, schwul und heterosexuell in ihrer -vermeintlichen- Kohärenz in Frage zu stellen (vgl. Hark, 1994: 104). Soziale Bewegungen, die homogene Identität in einer Gruppe als Voraussetzung und notwendige Bedingung gemeinsamen Handelns hat, ignorieren gerade die komplexen sozialen und politischen Prozesse, in denen -sexuelle- Identitäten überhaupt erst hervorgebracht und vergeben werden (vgl. Hark, 1994: 104 f.), wenn sie „diese Identitäten zum Fluchtpunkt ihrer Politik gemacht haben“ (Hark, 1994: 105).

Im universitären Bereich entstand Queer als Sammelbegriff für einen neuen kritisch-theoretischen Zugang zum Feld nicht normgerechter Sexualitäten (vgl. Woltersdorff, 2003: 915). „Butler liefert dazu eine Theorie, mit der sich Stabilisierungs- und Destabilisierungsprozesse sexueller und geschlechtlicher Identitätsbildung beschreiben und erklären lassen. Dazu führt sie den Begriff der ‚heterosexuellen Matrix‘ ein. Sie bezeichnet damit eine soziale und kulturelle Anordnung, [...] das aus den drei Dimensionen von erstens anatomischem Geschlechtskörper (sex), zweitens sozialer Geschlechterrolle (gender) und drittens erotischem Begehren (desire) besteht. Diese drei Kategorien sind jeweils wechselseitig aufeinander bezogen. [...] Die heterosexuelle Matrix zeichnet sich nun dadurch aus, daß sie dieses Dreigestirn normativ einrichtet sowie ihre De-

ckungsgleichheit erzwingt. [...] Geschlecht wird deshalb fast immer sexualisiert und zwar heterosexualisiert wahrgenommen. Diese Organisationsform ist nicht nur die vorherrschende, sondern nimmt für sich auch in Anspruch, die naturgemäße zu sein. Heterosexualität kann mit Hilfe des Begriffs der heterosexuellen Matrix also als ein Herrschaftssystem dargestellt werden, das Körper und ihr Verhältnis zueinander normiert und diese aufgezwungene Ordnung als natürlichen Grundzustand legitimiert“ (Woltersdorff, 2003: 917 f.). Geschlechtskategorien sind also immer eingebunden in die heterosexuelle Matrix und tragen deshalb immer normative Effekte mit sich herum, erscheinen so als machtdurchwirkte, interessen geleitete, diskursive Konstrukte und nicht als unhintergehbare, natürliche Gegebenheiten. Judith Butler`s Dekonstruktion der heterosexuellen Matrix läßt im Geschlechteralltag die Widersprüche, Brüche und Alternativen zu dieser Matrix erkennen, wodurch sex, gender und Begehren nicht mehr als selbstevidente und essenzielle Gegebenheiten erscheinen, sondern als performative Effekte, die erst im Prozeß der Herstellung entstehen (doing gender). Die Kategorie Geschlecht ist also das Produkt eines fortlaufenden Konstruktionsprozesses und auf identische Wiederholungen angewiesen (siehe symbolischer Interaktionismus). Das Geschlecht wird von Butler als eine Norm interpretiert, ein gesellschaftliches Ideal, dem alle entweder als Frau oder als Mann versuchen nachzueifern. Alle wollen identisch Frau oder Mann sein, obwohl es ihnen doch nie gelingt. Mal stimmt etwas am Körper nicht, dann paßt das Verhalten nicht zu den erwarteten Rollenvorstellungen oder die Wahl der Beziehung entspricht nicht der Norm. Immer sitzt etwas que(e)r (vgl. Woltersdorff, 2003: 918 f.).

Butlers erklärtes politisches Ziel ist die Subversion der gültigen Geschlechternormen. Sie interessieren „Strategien, die es möglich machen, Risse in der Norm aufklaffen zu lassen und damit die Autorität der Norm angreifen“ (Woltersdorff, 2003: 919). Butler geht nicht von der Vorstellung aus, daß eine Perspektive der Veränderung mit einem Schlag erreicht werden könnte, sondern nur in der Arbeit an der Norm, die ja nicht einmal in die Welt gesetzt wird und fortan besteht, sondern stetig reproduziert werden muß und dabei offen ist für Veränderungen (vgl. Woltersdorff, 2003: 919).

Tragende Erkenntnisse der Queer-Überlegungen sind nach HARK, daß Geschlecht und Sexualität vor allem zwei voneinander zu unterscheidende analyti-

sche und politische Kategorien sind, da die Beschreibungen dieser Kategorien Realität in einer bestimmten Weise konstruieren und daß das Geschlecht Sexualität definiert sowie die Sexualität das Geschlecht definiert (vgl. Hark, 1994: 106). Daraus ergeben sich für HARK vier Identitäten: weiblich und männlich Homosexuell und weiblich und männlich heterosexuell (vgl. Hark, 1994: 106). „Der Effekt, daß Geschlecht und Sexualität als natürliche Kategorien verstanden werden, wird in dieser Matrix erneut produziert“ (Hark, 1994: 106 f.). In diese Matrix des Begehrens interveniert Queer, denn wenn Geschlecht und Sexualität politische Kategorien sind, dann ist ihre Konstruktion und Bedeutung nur kontextgebunden zu verstehen, denn „Geschlecht und Sexualität können in verschiedenen Kontexten unterschiedliche Bedeutungen annehmen, die alle gleichermaßen `real` sind und nicht in einer Beziehung von Original und Nachahmung verstanden werden können“ (Hark, 1994: 107). Anatomisches Geschlecht, soziokulturelles Geschlecht, Begehren, sexuelle Praxis und Rollen in eine logische Reihe zu bringen, bedeute nichts anderes, als die Naturalisierung eines politischen Verhältnisses und die Vergegenständlichung genau derjenigen Identitätskategorien, die dazu neigen, die Ausrüstung regelnder Herrschaftsformen zu sein. Da angenommen wird, daß die feministischen und schwul/lesbischen Bewegungen und Subkulturen selbst die Rolle der Ordnungsmacht über sexuelle und geschlechtliche Grenzen eingenommen haben, wende sich Queer auch gegen die Diskurse der feministischen und homosexuellen Bewegungen und untersucht, wo diese erfolgreich sind in der Normalisierung der Geschlechterhierarchie und der erneuten Reproduktion der ohnehin schon offensichtlichen Gewißheit der Heterosexualität (vgl. Hark, 1994: 107). Es gibt „Geschlecht oder Sexualität nicht in einer monolithischen, authentischen, sich immer gleich seienden Form, sondern nur in vielfältigen Formationen innerhalb der komplexen Verhältnisse, in denen sie konstruiert und ausgeübt werden“ (Hark, 1994: 108).

## **7. Emanzipationsperspektiven intersexueller Menschen durch postmoderne Theorien**

Die oben beschriebenen postmodernen Ansätze sollen als eine geistige Haltung verstanden werden, mit der es möglich ist, die aus der Moderne entstandenen universalistischen Vorstellungen mit ausschließlichem Wahrheitsanspruch, wie z.B. die Vorstellung von zwei polarisierten Geschlechtern, zu korrigieren. Die postmodernen Ansätze führen einen radikalen Relativismus ein, „der Raum schafft für Vielfalt, Heterogenität, Suspension der Urteile, vielfältige Formen der Wahrnehmung etc.“ (Nestvogel, 2000: 233).

Postmoderne Ansätze integrieren verschiedene Positionen ohne eine gegenseitige Dominanz herzustellen oder Hierarchien einzuführen. Die Vorstellung einer Vielfalt von Gesellschaftsverhältnissen birgt die Chance, bisher verschlossene Zugänge zu neuen, unbekanntem Phänomenen und Betrachtungsweisen zu gewinnen. Postmoderne Ansätze sind pluralistischer, damit demokratischer, aber auch konfliktreicher als universalisierende Diskurse. Da sie nicht das Ziel verfolgen, unterschiedliche Wissens- und Lebensentwürfe in einem universalistischen Konzept einzuordnen und aufzulösen, gestehen sie unterschiedlichen Wirklichkeiten das Recht einer eigenständigen Existenz zu. Denn es ist in den jetzigen, hochdifferenzierten Verhältnissen unmöglich, universale und global gültige Definitionen dessen, was für eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe befreiend sei, zu formulieren. Der Preis hierfür wären dann Ethnozentrismen, Rassismen und Sexismen (vgl. Nestvogel, 2000: 233 f.).

Auch die persönliche Identität pluralisiert sich durch die postmodernen Ansätze. Persönliche Identitätsvorstellungen lassen sich nicht mehr auf zwei Geschlechter beziehen und hierarchisieren, „das käme einer Abwertung eines Teil der eigenen Persönlichkeit gleich“ (Nestvogel, 2000: 234). Postmoderne Ansichten eignen sich besonders gut, wenn es darum geht, Menschen, die aufgrund von konstruierten Geschlechterdualismen hierarchisiert, ausgeschlossen, benachteiligt oder überhört werden, wieder sichtbar zu machen (vgl. Nestvogel, 2000: 234).

Daher sind postmoderne Ansichten für die emanzipatorische Pädagogik sehr fruchtbar. Die emanzipatorische Pädagogik hat als Leitziel die Emanzipation

der Menschen durch ihre Loslösung aus gesellschaftlichen Bedingungen und Strukturen, die zu ihrer Abhängigkeit und Fremdbestimmung führten. Emanzipation in diesem Sinne bedeutet die selbstbestimmte und verantwortungsbe-  
wußte Mitgestaltung der Gesellschaft durch die einzelnen Menschen. Die Men-  
schen eignen sich die Lebenswelt im Prozeß der Sozialisation an und wirken  
konstitutiv auf die Umwelt ein. Die Bedingungen und Strukturen einer Gesell-  
schaft werden von Menschen geschaffen und sind somit auch von diesen prin-  
zipiell jederzeit veränderbar. Um sich emanzipieren zu können, müssen Men-  
schen die Bedingungen und Strukturen, unter denen sie leben, permanent kri-  
tisch reflektieren und dadurch auch prozessual verändern, wo sie zu Abhängig-  
keit, Fremdbestimmung, Hierarchisierung, Ausschluß oder Negierung geführt  
haben (vgl. Schell, 2003: 46).

Aufgrund dieser Überlegungen wird im Folgenden die Kategorie der `Ge-  
schlechtsidentität` einer pluralistischen, postmodernen Betrachtungsweise un-  
terzogen. Wie in den ersten Kapiteln ausgeführt, wird intersexuellen Menschen,  
bzw. ihren Angehörigen die `Geschlechtsidentität` als eine unverrückbare Tat-  
sache suggeriert, mit ausschließlichem Wahrheitsanspruch. Neue und alternati-  
ve Sichtweisen werden ausgeblendet. Deshalb wird im Folgenden die Identi-  
tätskategorie diskutiert. Was ist eigentlich eine `Geschlechtsidentität`, wie ist  
diese eingebunden in die gesellschaftlichen Ordnungsstrukturen, Herrschafts-  
verhältnisse und in Diskurse diskriminierter Gruppen? Anschließend wird ge-  
fragt, welche Konzepte die Identitätsvorstellungen erweitern und/oder verschie-  
ben.

Desweiteren wird in diesem Kapitel auf die Verflechtungen von Geschlecht, Se-  
xualität und Lebensformen eingegangen, um deutlich zu machen, wie mit die-  
sen Kategorien herrschende Normalitätsvorstellungen reproduziert und hierar-  
chisch strukturiert werden.

## 7.1. Die Geschlechtsidentität

Helga BILDEN sieht den Identitätsbegriff als Nahtstelle zwischen Individuum und Gesellschaft. Identität meine „die Beziehung der einzelnen zu sich selbst auf dem Hintergrund ihrer Position im sozialen Gefüge. Lebensgeschichtlich entwickelt sich Identität aus den Identifikationen mit Beziehungen zu signifikanten Anderen, später auch aus der Auseinandersetzung mit Dingen, Symbolen, Ideen usw. Als Begriff für den Selbstbezug im sozialen Kontext ist `Identität` historisch-sozialen Veränderungen unterworfen: Identitäten, auch Geschlechtsidentitäten, sind nicht klar, eindeutig und selbstverständlich, wie sie es früher zu sein schienen. Sie müssen neu gedacht werden: kontingent, fluid, nur zeitweise fixiert“ (Bilden, 2001: 137). So sieht BILDEN das Fazit aus strukturalistisch-dekonstruktivem Denken. In das Konzept der Geschlechtsidentität sieht sie das hierarchisch-binäre Geschlechterverhältnis bereits eingeschrieben, denn Geschlechtsidentität meine: erstens eine stabile Selbstkategorisierung bezüglich des eigenen Geschlechts, in der Regel also das bei der Geburt zugeschriebene Geschlecht, zweitens die Identifizierung mit historisch-kulturellen Bildern von Weiblichkeit und Männlichkeit und drittens die sexuelle Präferenz. Die „Norm ist heterosexuelle Objektwahl und `Monosexualität`, das heißt lebenslang gleichbleibende sexuelle Objektwahl. All dies wird in der individuellen Entwicklung in der Regel zu einer Einheit verschmolzen. Geschlechtsidentitäten, und zwar alle drei [oben beschriebenen, Anm. d. Verf.] Facetten, werden uns beim Aufwachsen als Frauen oder Männer eingefleischt. Trotzdem können Individuen ihre (Geschlechts-)Identitäten radikal unterschiedlich aufbauen. Und diese sind nicht unveränderlich: Als stabilster Bestandteil erweist sich die Selbstkategorisierung; doch rütteln Transsexuelle und Transgender-Personen, also Menschen, welche die starre Trennung in zwei Geschlechter nicht anerkennen, immer stärker an diesem Konzept des Selbst“ (Bilden, 2001: 138).

Nach ROTH stellt die Geschlechtsidentität eine Kategorisierung der eigenen Person als männlich oder weiblich dar und schließt die Übernahme der Geschlechtsrolle, vor allem der sexuellen Orientierung im Sinne der Gesellschaft mit ein. So galt lange als unbestritten, daß Weiblichkeit und Männlichkeit zwei Pole eines Kontinuums darstellten, auf dem nur eine Ausdehnung der psycho-

logischen Geschlechtsrollenidentität existiere, sich `weiblich` und `männlich` ausschließen.

Unter Männlichkeit wurden all die Eigenschaften und Verhaltensdispositionen subsumiert, die typisch für das männliche Stereotyp und die männliche Rolle waren: klug, kräftig, aktiv, unabhängig, entschlossen, kompetent, leistungsbereit und durchsetzungsstark. Unter Weiblichkeit wurden dann die Eigenschaften und Verhaltensweisen gefaßt, die typisch für die weibliche Rolle und das weibliche Stereotyp waren: hilfsbereit, herzlich, freundlich, einfühlsam, emotional und fürsorglich.

Hatten weibliche Personen die femininen Charakteristika und männliche die maskulinen internalisiert, galt diese geschlechtstypische Entwicklung als eine gelungene, normale und gesunde Persönlichkeitsentwicklung (vgl. Roth 2000: 92).

Roswitha HOFMANN führt aus, daß Identitätskonstrukte immer das Andere, das Gegenüber, das auf der anderen Seite der Identitätsgrenze Stehende benötigen. Sie sieht Identitäten als das Resultat sich wiederholender Bezeichnungspraxen, die soziale Konstruktionen naturalisieren. Heterosexualität normalisierte sich als Beziehungsstandart durch sozial gesicherte Wiederholungen und durch die Herstellung der Illusion des lückenlosen Zusammenhangs von biologischem und sozialem Geschlecht, sexueller Orientierung und Phantasiewelt. In ihrer Natürlichkeit bestätigt und immer wieder aufs Neue konstruiert werde diese Illusion durch die Wiederholung „kulturell positiv sanktionierter Handlungen“ (Hofmann, 2000: 105 f.).

Auch TUIDER führt aus, daß Identität sich in Abgrenzung zum jeweils anderen ausbildet, das verworfene Außen, daß Andere wird gebraucht, um die eigene Identität zu konstituieren. Denn nur durch die Marginalisierung des Anderen seien die hegemoniale Ordnung und die kulturellen Normalitätsfiktionen aufrechtzuerhalten. Dem Gegenüber sei das Anderssein immanent, mit einem vermeintlichen Minderheitenstatus. Damit werden Differenz- und Hierarchisierungsverhältnisse wiederholt und hergestellt: die Norm und die Ab-Normität einer Kategorie wird durch das Festhalten am Konzept der sexuellen und geschlechtlichen Identität unterstützt (vgl. Tuiders, 2001: 244).

Nach HOFMANN verschleiern normativ gesetzte Identitäten die Vielfalt der Lebensentwürfe. Identitätskategorien bestimmen als moralische Entscheidungshil-



fen über Ein- und Ausgrenzungen und über Leugnungen von Grenzüberschreitungen `zum Wohle der Allgemeinheit`. „Sie sind Instrumentarien, mit deren Hilfe hegemoniale Institutionen wie Wissenschaft, Politik, Kirche und Medien ihre Normalisierungs- und Disziplinierungsambitionen verwirklichen können“ (Hofmann, 2000: 106 f.). Identitätskategorien sind Anteile komplexer Machtverhältnisse und sie verfügen gleichzeitig über eine „sozio-diskursive Bedingtheit, die ihnen Instabilität verleiht und damit das Potential zur Veränderung erhält“ (Hofmann, 2000: 107). HOFMANN ist der Ansicht, daß dieser Aspekt die Praxisrelevanz dekonstruktiver Theorien ausdrückt.

Sowohl der wissenschaftliche als auch der lebenspraktische Diskurs erfahren stetig eine Horizonterweiterung in Bezug auf Lebensweisen jenseits der heterosexuellen Normbeziehung. Roswitha HOFMANN erläutert, daß Foucault einen der Grundsteine für die dekonstruktivistische Theorie und Praxis legte, „indem er nicht die Bedeutungen an sich untersucht, sondern die Prozesse, in denen Bedeutungen entstehen und als sozial anerkannte Praxen installiert werden“ (Hofmann, 2000: 107).

Die postmodernen Theorien animierten WissenschaftlerInnen, normierte Identitätsmodelle zu denkonstruieren und flexiblere Vorstellungen von Identitäten zu begründen, die im Folgenden dargestellt werden.

### 7.1.1. Identität als Selbstkonzept mit strategischer Vorläufigkeit<sup>31</sup>

In wissenschaftlichen Zusammenhängen dürfte die Frage nach dem Ursprung von Homosexualität nicht mehr gestellt werden, denn Homosexualität ist, wie auch die Heterosexualität, ein „soziales Konstrukt, das eine bestimmte Form gesellschaftlicher Ordnung durch Aus- und Eingrenzung aufrechterhält. Denn [...] `Heterosexualität` kann ohne ihren Gegenpart `Homosexualität` nicht existieren, sie brauchte das Gegenüber, um sich als Norm installieren zu können“ (Hofmann, 2000: 113 f.). Auch die starren lesbisch/schwulen Identitätskonstrukte waren auf der Basis normativer Ideale entstanden und sie machten wichtige politische Bündnisse, wie die zwischen verschiedensten diskriminierten Gruppen, lange unmöglich. Zwischen Praxis und Theorie entstand eine neue Denk- und Lebensweise: Queer. Es begann ein Diskurs über die selbstaufgelegten Einschränkungen und eine Art Paradigmenwechsel von starren Identitätskonstrukten hin zur Vielfältigkeit und Prozeßhaftigkeit von Geschlechtern, Lebensformen, Begehren (vgl. Hofmann, 2000: 114 ff.).

Dann erläutert HOFMANN, daß die Gründung und Festsetzung positiv besetzter homosexueller Identitäten in der gegebenen Realität eine Notwendigkeit für das Coming-Out und gleichzeitig einen politischen Imperativ darstellt. Sie sieht in Identitätskonstrukten die einzige Möglichkeit für unterdrückte Gruppen, in politische und wissenschaftliche Diskurse einzusteigen und hält `lesbisch` und `schwul` deshalb in diesem temporären Kontext für notwendige politische Begriffe (vgl. 2000: 115 f.).

Weiter plädiert HOFMANN für die Anerkennung der temporalen Bedingtheiten sozialer Konstruktionen und das Suchen nach Begriffen, die ihre eigene Vorläufigkeit signalisieren, um zukünftige Bedeutungen nicht auszuschließen und trotzdem ein starkes politisches Agieren zuzulassen. Wichtig ist ihr Butler's Sichtbarmachung von Komplexität und die temporale Gebundenheit von Prozessen. Geschlechtsidentität ist immer auch mit anderen Ausgrenzungsdiskursen verquickt, so müssen die Machtverhältnisse ins Visier genommen werden,

---

<sup>31</sup> Ein von Judith Butler geprägter Begriff

die in der Bildung von Identitätskategorien verborgen sind (vgl. Hofmann, 2000: 116).

HOFMANN hält einen breiten öffentlichen Diskurs für nötig, um der sexuellen und emotionalen Vielfalt Raum zu geben. Ein solcher Diskurs führt ihres Erachtens unter anderem über „das Erkennen und Öffentlichmachen von Sprachstrategien wie Polarisierung, Negativ/Positiv-Konnotation, Suggestion, Entindividualisierung etc. Vorurteilsmechanismen können nur mittels Bildern der Unveränderlichkeit funktionieren - Irritationen brechen sie auf“ (Hofmann, 2000: 116). HOFMANN sucht nach Bezeichnungen, die Temporalität signalisieren und Begriffen, die zeitliche, politische und psychische Notwendigkeiten berücksichtigen, aber auch darüber hinaus reichen. Zu beachten sei hierbei, daß Identitätskonstruktionen Konfliktherde des menschlichen Zusammenlebens darstellen. „Die allorts zu beobachtenden Anstrengungen, die existierenden Identitätskategorien von `hetero´ und `homo´ aufrecht zu erhalten, zeigen im Grunde nur, wie wenig `natürlich´ und wie fragil soziale Konstruktionen sind“ (Hofmann, 2000: 117).

Sabine FABACH überlegt, welche psychologischen und sozialen Faktoren notwendig sind, um eine Auflösung der starren Identitätskonstrukte überhaupt ins Auge fassen zu können. Sie betrachtet die Begriffe Identität und Selbstkonzept. Identität beschreibt sie als ein Konstrukt, was Menschen sich schaffen, um eine Beschreibung ihrer Selbst zu erhalten und sich einer Gruppe zugehörig zu fühlen. Identität beschreibt, was oder wer ein Mensch ist, diese Beschreibung ist geformt von kulturellen und gesellschaftlichen Werten und Vorstellungen. Das Modell Selbstkonzept beschreibt das Verständnis von Identität aus psychologischer Sicht. Ein Selbstkonzept ist nach FABACH das Konzept, das Menschen sich von sich selbst machen und es schließt nie all das mit ein, was sie auch sind. Wie die Identität repräsentiert das Selbstkonzept das von Menschen, was sie für sich anerkannt haben und auch nach außen zeigen möchten. Viele Menschen repräsentieren mit ihrer Identität und mit dem Selbstkonzept nur die Anteile, wie sie gern wären. „Sozial abgewertete Anteile des Selbst finden viel schwerer Zugang ins Selbstkonzept bzw. werden weniger leicht Teil der Identität, als positiv besetzte“ (Fabach, 2000: 122).

Somit repräsentiert der Terminus `lesbische Identität´ oder `schwule Identität´ die Vorstellung von Lesben und Schwulen, was sie selbst sind, im positiven

Sinne. Dieses Selbstkonzept ist ein Gegengewicht zu den meist negativen gesellschaftlichen Vorstellungen von Lesben und Schwulen und kann sehr starr sein, mit klaren Grenzen oder fließend und veränderbar. Es beschreibt die Person aber nur temporär, es ist im Fluß: die stetige Weiterentwicklung einer Person und ihres Selbstkonzeptes ist möglich (vgl. Fabach, 2000: 122 f.).

Im Bereich der sozialen Praxis wird die Dualität der Geschlechteridentitäten brüchig, also dort, wo sie auch entstand. Viele Menschen sind neugierig, wenn es darum geht, sich in den Lebensentwürfen über Identitätskategorien hinwegzusetzen. Findet dies ohne eine Idealisierung statt, besteht die Chance, neue Aus- und Eingrenzungsmechanismen auszuschließen und neuen hegemonialen Ansprüchen kritisch entgegenzutreten. Praktisch wird die Queer-Theorie in den Regenbogenparaden umgesetzt. Durch das gestiegene Selbstwertgefühl von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Intersexuellen, Transgender und Heteros wurde diese konkrete sozialpolitische Aussage solcher Veranstaltungen möglich, denn die Menschen holen sich ihr Begehren darin zurück und verweigern gleichzeitig die Opferrolle. Das Begehren führte Homo-, Bi-, Trans-, Inter- und Heterosexuelle an die Grenzen ihrer Identitätskonstruktionen, in sozialer und sexueller Hinsicht (vgl. Hofmann, 2000: 117).

### **7.1.2. Die prozessuale Identität**

Wird das Sein (Frau-Sein, Mann-Sein, Migrantin-Sein, Intersexuell-Sein) als ein lebenslanger, komplexer Prozeß gedacht, schließt das Veränderungen und Offenheit, Widersprüche und Brüche ein, ohne auf normierende Vorschriften zurückzugreifen. HARTMANN entwickelte aus einer Kritik an den unhaltbar gewordenen Vorstellungen einer lebenslangen Identität das Konzept einer prozessualen Identität. Darin sieht TUIDER eine „stete Entwicklung des Menschen, der veränderbar, beweglich und brüchig ist, eine Unbestimmbarkeit und ein Bedeutungswandel ebenso wie eine Positionierung und Verortung impliziert“ (Tuider, 2004: 126). „Identität wäre dann immer ein vorübergehendes Provisorium und in diesem sind Unbestimmbarkeit und Wandel stets möglich“ (Tuider, 2001:245). TUIDER will den Blick auf einzelne `Minderheiten` verlassen und die

Verschränkung und wechselseitige Durchdringung von Geschlecht, Sexualität, Ethnizität, Kultur erfassen (vgl. Tuiider, 2004: 126).

### **7.1.3. Ansätze postmoderner Geschlechtsidentitätsentwicklung**

Helga BILDEN erscheinen Geschlechtsidentitäten angesichts der Turbulenzen weltweiter Veränderungen als letzte Fixpunkte, an denen es sich festhalten ließe. Sie möchte aber Lust darauf machen, „die Verunsicherungen von Geschlechtsidentitäten zu benutzen, um sich über die Beschränkungen des Geschlechterdualismus hinaus zu entwickeln, daß heißt sich dem Zwang zur Identitätsbildung gemäß kulturellen Bildern von Weiblichkeit und Männlichkeit zu entziehen, der [...] immer Vereinseitigungen und psychische Spaltungen beinhaltet“ (Bilden, 2001: 137).

Die dekonstruktiv-feministischen Diskussionen bewirkten, daß im letzten Jahrzehnt eine Reihe von psychoanalytischen AutorInnen neue Denkmöglichkeiten für die Entwicklung von Geschlechtsidentität entwarfen: als kulturelle Bestimmtheit und Veränderlichkeit in Widersprüchlichkeit und Komplexität. So gilt als weithin akzeptiert, daß das Selbstgefühl eines Kindes bis in zweite Lebensjahr geschlechtsundifferenziert, `überintegrativ` ist. Das Selbstgefühl des ganz kleinen Kindes umfaßt noch alle menschlichen Möglichkeiten, es ist bisexuell vollständig, was in der Psychoanalyse nicht nur die sexuelle Orientierung, sondern auch psychisches Weiblich- und Männlichsein beinhaltet. „Erst mit der Erkenntnis des Geschlechtsunterschieds, die ab Mitte des zweiten Jahres beginnt, begreift es, dass seine Möglichkeiten durch sein Geschlecht begrenzt sind. Das kränkt den Narzissmus des Mädchens wie des Jungen und ruft Verlustgefühle hervor. Jetzt beginnt der Geschlechts-Differenzierungsprozess, denn jetzt re kategorisiert das Kind seine Erfahrungen mit seinem Körper und mit sozialen Interaktionen nach der Kategorie Geschlecht. Es beginnt, eine Geschlechtsidentität zu entwickeln, die besonders in der ödipalen Phase akzentuiert wird“ (Bilden, 2001: 140 f.). Kinder identifizieren sich mit beiden Eltern und entwickeln ihre Vorstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit in Abhängigkeit von der jeweiligen elterlichen Geschlechtskonzeption. Tendenzen der Ablehnung des anderen Geschlechts seien typisch für bestimmte Phasen, wie der ödipalen Pha-

se, aber die Dichotomie werde in der späteren Entwicklung aufgrund der Identifikation mit beiden Eltern gemildert (vgl. Bilden, 2001: 141). Auch bei ödipaler Vereindeutigung bestehe die `Bisexualität` in tieferen Schichten weiter. „An sie kann das Ich nach der ödipalen Phase aufgrund seiner symbolischen und imaginativen Fähigkeiten anknüpfen. Es könnte die `überintegrativen` Symbole und Körpererfahrungen postödipal in das Selbst re-integrieren und so zu einer flexiblen Geschlechtsidentität kommen. Besonders Symbolisierungen, vor allem Sprache und Spiel, können die Geschlechterpolarität überbrücken“ (Bilden, 2001: 141).

Beide Vorstellungen sind wichtig. Geschlechtsidentität und Geschlechtervielfalt. Der Mensch als einheitliches, beständiges und zusammenhängendes Wesen und als vielfältig, fragmentarisch und verschieden von Augenblick zu Augenblick, also als multigeschlechtliches Wesen, das die Beweglichkeit der vielen Identifizierungen ermöglicht, das den Mangel an Integration, das Veränderungen, Chaos und Verwirrung anerkennt, aushält und sogar genießt (vgl. Bilden, 2001: 141). Hier soll die Phantasie, die Illusion von Allmacht und `bisexueller Vollständigkeit` erhalten bleiben und ergänzt werden, „als konstruktive Voraussetzung für Kreativität, für Denk- und Symbolisierungsvermögen - wie könnten wir uns sonst etwas jenseits der vorfindlichen Realität vorstellen, etwas Neues erfinden?“ (Bilden, 2001: 142).

Das dekonstruktive Potential der Psychoanalyse kann nutzbar gemacht werden, um den Druck, der von der Ideologie der Geschlechtsidentität und -kohärenz ausgeht, zu analysieren. So wird die einheitliche Geschlechtsidentität als ein universelles `Falsches-Selbst-System` gedeutet, das in Kongruenz mit dem Gesetz des Zweigeschlechter-Systems erzeugt werde. So erscheint eine einheitliche und eindeutige Geschlechtsidentität als das Ergebnis von `krankhaften` Prozessen, in denen alles, was nicht in die jeweilige soziale Vorstellung von Geschlecht paßt, abgespalten, verleugnet oder anders abgewehrt, in den Untergrund geschickt wird (vgl. Bilden, 2001: 142).

„Das Festhalten an einem Pol des Geschlechterdualismus kann auf eine Spaltung im Selbst hindeuten, die durch Geschlechtsidentität organisiert und verdeckt wird“ (Bilden, 2001: 142). Als Möglichkeit der Aufhebung der psychischen Spaltung wird das Betreten eines lustvoll-kreativen Übergangsraums vorgeschlagen, eines Raumes also zwischen weiblich und männlich, Stärke und

Schwäche, Subjekt und Objekt. „Vom Übergangsraum her ist es möglich, die Spaltungen im Selbst aufzudecken und abzubauen. Die Spannung innerhalb der Dualismen kann lustvoll und kreativ sein. Es geht nicht nur um das Erinnern des vergessenen anderen Pols der Spaltung, sondern um die Spannung des Festhaltens an dem ‚Paradox der Gleichzeitigkeit‘<sup>32</sup>“ (Bilden, 2001: 143). Lustvoll kann das Pendeln zwischen Zu- und Abnahme der Spannung, dem Hin- und Her, dem Schwingen zwischen Realität und Phantasie erlebt werden. „Innerhalb des Begehrens ist es lustvoll, zwischen dem Wollen (subjekthaft, aktiv) und dem Bedürfnis (jemanden brauchen, mit der Erinnerung an kindliche passive Abhängigkeit verbunden) zu oszillieren. Bei Erwachsenen ist beides meist getrennt und dem Männlichen beziehungsweise dem Weiblichen zugeordnet, so dass wer weiblich sein will, sich Wollen nicht zugestehen kann, wer männlich sein will, die Bedürftigkeit verleugnen muss. Beide Male geht die Lust, die Lebenslust verloren. Wunsch und Bedürfnis, Autonomie und Abhängigkeit, Aktivität und Passivität, Körper und Geist, Heterosexualität und Homosexualität sind unterschiedliche Bestandteile des Selbst. Und der Übergang von einem zum anderen kann lustvoll sein - wenn wir die Beschränkungen konventioneller Geschlechtsidentität sprengen und uns vom bisher bevorzugten Pol, zum Beispiel Heterosexualität, zum anderen, Homosexualität, bewegen“ (Bilden, 2001: 143). Wird die Spaltung in Pole überwunden, kann der Raum dazwischen bewohnt werden, das Paradox der Gleichzeitigkeit kann geduldet und sogar genossen werden. So können sich die unterschiedlichen Bestandteile des Selbst entfalten und es eröffnen sich die Möglichkeiten und Freuden der Geschlechtervielfalt (vgl. Bilden 2001: 143). BILDEN merkt dennoch kritisch an, daß die Geschlechtsidentität real erfahren wird und sich in der Psyche organisiert. Dabei sei sie aber veränderlich: manchmal zentral, bestimmend und auch rettend und manchmal marginal, weil Offenheit und Freiheit gelebt werden können (vgl. Bilden, 2001: 143).

---

<sup>32</sup> Ein von Jessica Benjamin geprägter Begriff

#### **7.1.4. Die voll entwickelte Persönlichkeit** <sup>33</sup>

Bei der voll entwickelten Persönlichkeit ist die sexuelle Orientierung Ausdruck des Selbst und aufgrund mangelnder starrer Abgrenzung verliert die sexuelle Orientierung an Wichtigkeit. Spezielle Theorien über Lesben und Schwule werden überflüssig, weil es um die Person geht, die von sozialen Bewertungen befreit ist. Dies ist eine (schöne) Utopie, für die noch viel Arbeit geleistet werden muß (vgl. Fabach, 2000: 212).

### **7.2. Der Zusammenhang von Geschlecht, Sexualität und Lebensform**

Hinlänglich bekannt ist der gesellschaftlich vorherrschende und erwünschte Zusammenhang von Geschlecht, Sexualität und Lebensform: Aufgrund scheinbarer Naturhaftigkeit des anatomischen Körpers wird bei der Geburt das Geschlecht eines Kindes bestimmt, im Zuge der weiteren Entwicklung wird vom Kind die Entwicklung einer weiblichen oder männlichen Geschlechtsidentität erwartet, mit den zugeordneten Eigenschaften und Verhaltensweisen, der Herausbildung bestimmter Körperpraxen, Gefühls- und Denkweisen und entsprechendem Lebensentwurf mit heterosexueller Ausrichtung. Mit der Selbstverständlichkeit und Hartnäckigkeit dieser unterstellten Zusammenhänge erscheint auch deren Fragwürdigkeit in der Sichtbarkeit von Menschen, die diesen skizzierten Selbstverständlichkeiten nicht folgen, „die an irgendeiner oder auch an mehreren Stellen die vorgesehene Linie verlassen“ (Hartmann, 1998: 30).

#### **7.2.1. Normierung und Normalisierung**

Entsprechend poststrukturalistischen Ansätzen entfalten Normen ihre Wirkkraft auf unterschiedlichen Ebenen. Sie sind bestimmend für Organisationen und Institutionen, verdinglichen sich in Sprache, Bewußtsein, Körpern, Gefühlen und werden durch diese hervorgebracht und durchdrungen. Da sich die Machtverhältnisse in die Strukturen der Gesellschaft und die normativen Orientierungen der Menschen hineinverlagert haben, werden sie fast unsichtbar und doch über die stetige Wiederholung der Normalität von allen (mehr oder weniger) mitge-

---

<sup>33</sup> Ein von Carl Rogers geprägter Begriff



tragen. Bei allgegenwärtiger Macht wächst die Verantwortlichkeit derer, die an der Herstellung und Reproduktion von Normalität beteiligt sind und das emanzipatorische Potential in den Menschen wecken wollen: PädagogInnen und ErziehungswissenschaftlerInnen mit ihren unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionen und gesellschaftsverändernden Kräften in kritischer Funktion, „um ein Bewußtsein für diese Normalisierungsprozesse zu entwickeln und Möglichkeiten eines herrschaftskritischen Umgangs zu eröffnen“ (Hartmann, 2000 [a]: 258), mit der Notwendigkeit, die Selbstverständlichkeit der Normalität in Frage zu stellen (vgl. Hartmann, 2000 [a]: 257 f.).

Der hegemoniale Geschlechterdiskurs der bürgerlichen Moderne, die die Geschlechternormen bis heute prägt, ist ein heterosexueller Diskurs in zweifacher Hinsicht: es werden zwei vollkommen unterschiedliche Geschlechter konstruiert, die funktional aufeinander entworfen sind. Die beiden sich ausschließenden Geschlechter brauchen ihre heterosexuelle Ergänzung, was wie selbstverständlich zur Norm des heterosexuellen Paares führt und Heterosexualität zur Norm gelebter Sexualität macht. Dieses moderne Verständnis von Geschlecht erzeugt die Opposition Homo-Heterosexualität, denn entsprechend des binären Denkens der bürgerlichen Moderne, wo Natur und Kultur, Ratio und Emotio hierarchisch gesetzt werden und geschlechtlich konnotiert sind, ist auch die sexuelle Identität zweigeteilt und hierarchisch konzeptioniert, denn in der Polarisierung von Norm und Abweichung sind beide Seiten Produkt desselben Herbringungsverfahrens (vgl. Hartmann, 1998: 35).

Diese dualistischen Konzeptionen der humanistischen Theorien als Zwang zur Herstellung von Normen, die auf Ausschlüssen basieren, werden auch von BUTLER kritisiert, mit dem Verweis auf die normative Kraft von eindeutigen geschlechtlichen Bedeutungszuschreibungen innerhalb binärer Diskurs- und Machtstrukturen. Da sich Subjektivität und Geschlechtsidentität über erkennbare, unterscheidbare Zugehörigkeit zu Kategorien bilden, besteht ein permanenter Zwang zur Vereinheitlichung, wobei der Eindruck einer einheitlichen Subjektivität durch Ausschlüsse und Verwerfungen entsteht. Das Subjekt ist zum Einen den Macht und Diskursverhältnissen unterworfen, zum Anderen wird es auch durch diese konstituiert. Das Subjekt bezieht sein Handlungsvermögen aus der Einbezogenheit in jene Machtbeziehungen, die es verändern will (Butler, zit. nach Smykalla, 2000: 271).

Gesellschaftliche Normvorstellungen schränken nicht nur `Betroffene` ein, auch die `Nicht-Betroffenen` sind betroffen durch die transzendierende Kraft der herrschaftskritischen Frage `was ist normal?`. Geschlechterzuschreibungen und Selbstverständlichkeiten mit denen Frauen und Männer als Paar gesetzt werden und ihr Leben miteinander verbringen (sollen), zu hinterfragen, machen klar, daß alle Menschen von der Norm Heterosexualität betroffen sind und insofern nur ein normenkritischer Ansatz die Hierarchisierung der Lebensformen aufweichen und an deren Überwindung arbeiten kann (vgl. Hartmann, 2000 [b]: 269).

### **7.2.2. Verflechtungen**

Jutta HARTMANN fokussiert in ihren Beiträgen zur Dekonstruktionsdebatte die Triade Geschlecht-Sexualität-Lebensform und zeigt darin auf, wie die engen Vorstellungen in den Debatten um Lebensformen sich weiten, daß aber gleichzeitig auch in der Geschlechterforschung diskursive Konstruktionsmechanismen zu beobachten sind, „die ein hegemoniales Verständnis der Kategorien Geschlecht und Sexualität als Dualitäten konsolidieren und herrschende Normalitätsvorstellungen reproduzieren. Über entsprechende Mechanismen sind Diskurse an der Hervorbringung einer begrenzten Zahl von Lebensformen und deren hierarchischen Strukturierung beteiligt. Dies beeinflusst die Entfaltungsmöglichkeiten der RezipientInnen bzw. pädagogischen AdressatInnen und deren Lebensentwürfe“ (Hartmann, 2000 [a]: 256).

Heteronormatives Denken setze Heterosexualität als gesellschaftliche Norm, benötige Homosexualität als das Andere zur Bestätigung der Heterosexualität und befördert Vorstellungen von essentiellen und damit lebenslang gleich bleibenden Identitäten. „Die normative Verbindung von biologischem Geschlecht, sozialem Geschlecht und sexuellem Begehren erweist sich diesem Konzept folgend als ein gesellschaftlich funktionales Herrschaftsinstrument. So gesehen stellt die Selbstverständlichkeit heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit die Basis hierarchischer Geschlechterverhältnisse dar“ (Hartmann, 2004: 61).

Zur Dekonstruktion der einengenden Geschlechter-, Sexualitäten- und Begehrens-Vorstellungen eignen sich Unsicherheiten und Verwirrungen, Brüche und Ungereimtheiten, um die vermeintliche Eindeutigkeit und Kohärenz zu verabschieden. Queer beleuchtet den Raum zwischen den Geschlechtern, greift die Grenzen hegemonialer Repräsentationen an und verschiebt sie. „Queer verweist mit den Strategien der Vervielfältigung, Verweigerung und Aufweichung auf neue Bezugspunkte, die außerhalb oder quer zum dualen Raster der Frau-Mann, Hetero-Homo- Dichotomie (wie auch anderer Kategorien zum Beispiel hinsichtlich Behinderung/Nichtbehinderung oder Alter) liegen“ (Tuider, 2001: 247).

Hier ist HARTMANN an konzeptionellen Überlegungen für eine Pädagogik vielfältiger Lebensweisen gelegen, die sich daran orientiert, „Dualitäten von Geschlecht und Sexualität zu verflüssigen, Konstruktionsmechanismen selbst zum Gegenstand pädagogischer Auseinandersetzung zu machen sowie optativ eine Vielzahl von Lebensweisen zu entfalten“ (Hartmann, 2000 [a]: 256).

## **8. Sozialpädagogik mit kritisch-dekonstruktiv-queerer Perspektive**

In diesem Kapitel wird der Frage nachgegangen, wie die Denkipulse aus den postmodernen Theorien in die sozialarbeiterische Praxis eingebracht werden können. Wie bereits dargestellt, hat die emanzipatorische Sozialpädagogik als Ziel, Menschen bei der Selbstbefreiung aus politischen, sozialen, geistigen und ökonomischen Abhängigkeits- und Zwangsverhältnissen zu unterstützen und ist deshalb in der Pflicht, das System der hierarchischen Zweigeschlechtlichkeit aufzuweichen und an dessen Überwindung mitzuwirken. Zudem sollten SozialpädagogInnen daran mitwirken, mehr Toleranz und gegenseitigen Respekt in der Gesellschaft spürbar zu machen, indem sie sich mit den AdressatInnen Sozialer Arbeit über das komplizierte Gefüge der Geschlechteraufteilung auseinandersetzen und Verunsicherung erzeugen, wo `zuviel Sicherheit spürbar wird`. So werden im Folgenden aus den postmodernen Theorien abgeleitete Konzepte und Methoden für die Sozialpädagogik vorgestellt, die die bestehende Ordnung der Geschlechter und Sexualitäten enthierarchisieren, entnaturalisieren,

vervielfältigen und kritisch reflektieren. Im nächsten Abschnitt geht es als Erstes um eine dekonstruktive Haltung in der sozialen Arbeit, mit der Herrschaftsstrukturen verflüssigt werden können.

### **8.1. Die Entwicklung eines dekonstruktiven sozialarbeiterischen Ethos**

Susanne SZEMERÉDY sieht im dekonstruktiven Ansatz Foucaults Anregungen, die als Basis für ein neues sozialarbeiterisches Ethos dienlich sein können. Für Foucault steht die Dekonstruktion eindeutig im Dienste des Kampfes gegen verfestigte Machtstrukturen. „Mit dem Begriff der `Bio-Macht` bezeichnet Foucault den die Gegenwart bestimmenden modernen Machttypus, der nicht mehr mittels Repression, Verbot, Zensur und Einschränkung arbeitet, sondern Kontrolle, Organisation und Überwachung ins Zentrum ihrer Taktiken stellt. Die moderne Bio-Macht muss dezentralisiert verstanden werden, zielt auf den Körper der Individuen, operiert mittels eines Netzes von Praktiken, die direkt die Individuen formen oder sie indirekt zu Objekten der Selbstkontrolle machen, sie manifestiert sich innerhalb von Beziehungen zwischen Subjekten. Die Bio-Macht arbeitet mit regulierenden und kontrollierenden Mechanismen, um das Leben zu sichern und im Hinblick auf Wert und Nutzen zu organisieren. Dazu werden die Subjekte nach einer Norm ausgerichtet und der historische Effekt dieser Machttechnologie ist die Normalisierungsgesellschaft. Die Soziale Arbeit mit ihrem Willen zur Resozialisation und Reintegration steht in der Foucault'schen Sichtweise deshalb immer auch in der Gefahr, sich als Instrument im Dienste der Bio-Macht und der Normierung der Gesellschaft zu erweisen. Lässt sich also die Soziale Arbeit auf das Foucault'sche Denken ein, muss sie bereit sein sich Angriffen auszusetzen, die zuweilen auch auf das Herz der Sozialen Arbeit zielen“ (Szemerédy, 2001: 257 f.).

### 8.1.1. Der/die spezifische Intellektuelle

SZEMERÉDY möchte der/dem SozialarbeiterIn die Rolle der/des spezifischen Intellektuellen von Foucault vorschlagen, da sich daraus ein sozialarbeiterisches Selbstverständnis ergebe, das als dekonstruktivistisch geprägt bezeichnet werden kann. Sie sieht den größten Gewinn des Dekonstruktivismus für die Soziale Arbeit darin, eingefahrene Denkmuster aufzuweichen und nicht praktische Handlungsanweisungen zu geben. Dekonstruktiv denken heißt `anders denken`, sich daran zu messen, stets bereit zu sein, sich selbst und die Maßstäbe, nach denen das eigene Handeln ausgerichtet ist, jederzeit kritisch zu hinterfragen. Dieser Ansatz ist ein Maßstab, der sich kritisch gegenüber jeder Art von Maßstäben erweist und „dennoch das Ziel der Verflüssigung von Herrschaftsstrukturen nicht aus den Augen verliert. Die Norm die uns Foucault vorschlägt, bleibt inhaltlich leer, weil jede Norm ihrem Wesen nach kontingent ist und die Gefahren für diese Gesellschaft gerade in der Verabsolutierung von Normen zu suchen sind. Und dennoch bleibt dies eine Norm, an der auch sozialarbeiterisches Handeln ausgerichtet sein kann. Foucault weist jegliche inhaltliche Programmatik für die Entwicklung einer modernen Moral als kontraproduktiv zurück“ (Szemerédy, 2001: 259 f.).

Für Foucault gibt es nicht die Wahrheit, Unterdrückung, Gerechtigkeit, Macht. Die Arbeit des spezifischen Intellektuellen entwickelt sich an ganz bestimmten lokalen Orten (Krankenhaus, Irrenhaus, Gefängnis), wo es darum geht, die Betroffenen selbst sprechen zu lassen. „Es sind nicht die globalen Probleme, die den spezifischen Intellektuellen interessieren, sondern die konkreten, realen, täglichen Kämpfe, in denen die Machtverhältnisse mittels bestimmter Praktiken ständig neu hergestellt werden. Immer geht es um das lokale, spezifische Wissen, das von SozialarbeiterInnen, ÄrztInnen, PsychaterInnen und vielen mehr erworben wird und vielfältige Querverbindungen zulässt. Dadurch entstehen unzählige lokale Orte der Politisierung“ (Szemerédy, 2001: 261). Foucault geht davon aus, daß alles gefährlich ist, was den/die Einzelne/-n zum aktiven Handeln antreibt. Herrschaftszustände sind bei Foucault dadurch gekennzeichnet, daß die Machtbeziehungen derart fest geworden sind, daß sie dauernd unsymmetrisch sind und der Freiheitsspielraum von den Machtbeziehungen äußerst

beschränkt ist. Ein Leitsatz seiner Ethik ist, mit einem Minimum an Herrschaft zu spielen. Der/die spezifische Intellektuelle hat die kritische Funktion, alle Erscheinungen der Herrschaft auf allen Ebenen und in jeder Form, in der sie sich darstellt, sei es politisch, ökonomisch, sexuell oder institutionell, in Frage zu stellen (vgl. Szemerédy, 2001: 261 f.)

Indem Szemerédy den/die SozialarbeiterIn an die Stelle des/der spezifischen Intellektuellen setzt, unterscheidet sie die folgenden drei Ebenen.

### **8.1.2. Die Ebene des sozialarbeiterischen Selbstbezugs**

Diese Ebene zeichnet sich durch eine Haltung der Bescheidenheit und der Bereitschaft, sich selbstkritisch mit Fragen zur eigenen Mitwirkung an Konstruktionsprozessen und der Aufrechterhaltung von Machtverhältnissen auseinanderzusetzen, aus. So wird beispielsweise nicht nur der Konstruktionscharakter des androzentrischen Blickwinkels entlarvt, sondern auch des gynozentrischen. Damit wird die eigene Mitwirkung an der Herstellung von Kategorisierungen problematisiert. Wobei die Geschlechterkategorisierung nur als ein Beispiel für jede hierarchisch organisierte Kategorisierung steht. Dichotomisierungen wie krank/gesund, weiß/farbig, funktional/disfunktional, angepaßtes/abweichendes Verhalten stehen in der Gefahr, als sich widersprechende Gegensätze behandelt zu werden, wodurch der Konstruktionscharakter solcher Verhältnisse unsichtbar wird. Hier bedarf es der Dekonstruktion, um Freiheitsspielräume zu ermöglichen. Sowohl die Logik des binären Denkens als Grundlage für eine hierarchische Handhabung, als auch der Umgang in der Praxis mit den binären Oppositionen befördern Herrschaftsverhältnisse. Jeder binäre Gegensatz sollte daraufhin untersucht werden, ob sich hinter dieser Logik nicht eher ein Kontinuumcharakter verbirgt und eine unendliche Vielfalt von Differenzierungen, Überschneidungen und Widersprüchlichkeiten (vgl. Szemerédy, 2001: 262 ff.).

Die einzelnen Dichotomisierungen sind auf vielfältige Weise miteinander verschränkt und die spezifischen Verschränkungen sind sichtbar zu machen. Die SpezialistInnen für diese Verschränkungen sind die Betroffenen und nicht ExpertInnen bestimmter Fachgebiete, die für die Betroffenen das Wort ergreifen.

SozialarbeiterInnen sind stets Teil des Machtfeldes, da Macht den ganzen Gesellschaftskörper durchzieht, also auch das Verhältnis SozialarbeiterIn/KlientIn und „jede der beiden Machtpositionen ist eingelassen in ein Feld von Beziehungen, in dem es keine absolut privilegierte und unanfechtbare Stellung gibt“ (Szemerédy, 2001: 264). SozialarbeiterInnen sollten sich darüber bewußt sein, stets aktiv am Herstellungsprozeß von Kategorisierungen beteiligt zu sein und eine Sichtweise entwickeln, die BeherrscherInnen und Beherrschte nicht als einander entgegengesetzt, sondern als Teil eines Spaltungsprozesses, welches den gesamten Gesellschaftskörper durchzieht, wahrzunehmen. Vielfältige Kräfteverhältnisse, die sich in den Apparaten der Produktion, in den Familien, in den einzelnen Gruppen und Institutionen ausbilden und auswirken, begründen die Sichtweise der von unten kommenden Macht, welche vielfältige Ansatzpunkte, von denen aus „verfestigte Machtstrukturen aufgebrochen und Umkehrprozesse eingeleitet werden können“ (Szemerédy, 2001: 264 f.).

### **8.1.3. Die Ebene der Zielsetzung**

Hauptziel Sozialer Arbeit sollte die Verflüssigung von Machtstrukturen sein. Untersuchungsfeld der Mikroebene von Macht sollte der jeweilige Ort sein, an dem sich Soziale Arbeit lokalisiert. „Die `Verflüssigung von Machtstrukturen´ und `mit einem Minimum an Herrschaft spielen´, wobei sich Herrschaft dadurch definiert, dass sie ein erstarrtes Machtverhältnis bezeichnet“ (Szemerédy, 2001: 265), sind zwei der wenigen Leitsätze, die Foucault zuläßt. „Ansonsten beruht die normative Kraft seiner Ethikkonzeption darin, dass sie die Kritisierbarkeit und Transformierbarkeit normativer Grundsätze , die in der Gefahr stehen zu verherrschaftlichen immer wieder zur Geltung bringt. Foucault beharrt immer wieder auf den Punkt, dass die Normen, ohne die keine Gesellschaft auskommt, jederzeit vom Individuum in Frage gestellt oder neu eingesetzt werden können müssen“ (Szemerédy, 2001: 265). Bei einer an Foucault orientierten Sozialen Arbeit geht es „um die Ausarbeitung selbstbestimmter Formen von Subjektivität und das Vermeiden von Herrschaftseffekten, wobei sich beide Forderungen an Klientel und SozialarbeiterInnen richten und sich sowohl Herr-

schaft, als auch selbstbestimmte Subjektivität im Binnenverhältnis SozialarbeiterIn/KlientIn entwickelt, widerspiegelt und der Befragung bedarf“ (Szemerédy, 2001: 265 f.).

#### **8.1.4. Die Ebene der Methodik Sozialer Arbeit**

Als Methode wird von SZEMERÉDY, in Anlehnung an Hagemann-White, die Methode des doppelten Blicks vorgeschlagen. Einerseits muß der Blickwinkel in konstruktivistischer Perspektive auf die Zweigeschlechtlichkeit gelenkt werden, andererseits soll der alte, im Vollzug gelebter Zweigeschlechtlichkeit involvierte Blick beigehalten werden, da letztere das Instrument darstellt, mit dem wir Material für ersteren erhalten. So wird die Differenzperspektive abwechselnd ernst genommen (indem die Unterscheidbarkeit und die vermutete Unterschiedlichkeit von Frauen gegenüber Männern vorausgesetzt und sich auf die einfühlsame Beschreibung eingelassen wird) und außer Kraft gesetzt (bei der Interpretation der Befunde und der Einspeisung der Befunde in den weiterführenden Forschungsprozeß). „Diesen doppelten Blick gilt es anzuwenden auf das ganze Arsenal an Hierarchisierungen und Kategorisierungen, die im Feld der Sozialen Arbeit eine Rolle spielen. Die Soziale Arbeit kommt nicht umhin mit Kategorien und Klassifikationen zu operieren, aber sie muss sich darüber im Klaren sein, dass es sich bei diesen Kategorisierungen nicht um Wesensbestimmungen, sondern um Effekte eines bestimmten Tuns handelt. Und in besonderer Weise auch um Effekte der Klassifizierungspraxis selbst. In Folge dessen ist vor allem die Dokumentations- und Berichtspraxis daraufhin zu überprüfen, ob Stigmatisierungen darin festgeschrieben werden. Anknüpfungspunkte für Umkehrprozesse lassen sich in der direkten Interaktion zwischen KlientIn und SozialarbeiterIn überall da finden, wo deutlich gemacht werden kann, dass das `Opfer´ oder der/die Sozialarbeiterin aktiv am Herstellungsprozeß der Kategorisierung mitwirkt. Gerade der Opferstatus wird von Seiten der Klientel bewusst und mittels vielfältiger Praktiken und von Seiten der Sozialen Arbeit Tätigen durch globalisierende Feststellungen [...] aufrecht erhalten“ (Szemerédy, 2001: 266 f.). So öffnen sich die Sinne dafür, „heteronom geglaubte Machtpraktiken in autonome



Machtpraktiken“ (Szemerédy, 2001: 267) zu wandeln. Es gilt, dekonstruktivistisch Denken zu lernen. „Denn in diesem dekonstruktiven Denken liegt die Chance verborgen, Erstarrung dauerhaft zu vermeiden. Wer dekonstruktiv denkt, stellt Selbstverständliches in Frage, bleibt immer auf der Suche nach dem Eröffnen neuer Spielräume, ist kritisch gegenüber jeder Art von Maßstäben, ist Sand im Getriebe, lebt gefährlich - aber lebt!“ (Szemerédy, 2001: 267).

## **8.2. `Doing gender´ im Fokus: Impulse für eine geschlechterreflektierende Pädagogik**

Corinna VOIGT-KEHLENBECK denkt darüber nach, welche Konsequenzen sich aus dem Begriff des `doing gender´, der Herstellung von Geschlechtsidentität ergeben, denn von diesen Diskursen scheint ihr eine strukturelle Wandlung in Richtung auf eine geschlechterreflektierende Arbeit auszugehen. Der Prozeß des `doing gender´ birgt das Potenzial von Veränderung, Ausweitung, Verunsicherung und Wandlung der Geschlechterverhältnisse, bezeichnet aber auch das „große Konfliktpotential, das für jedes einzelne Individuum in der Bewältigung der Geschlechtszuschreibungen innewohnenden Widersprüche liegt“ (Voigt-Kehlenbeck, 2001: 250 f.).

Diese zentrale Bewältigungsanforderung des `doing gender´ zu begleiten ist für VOIGT-KEHLENBECK die eigentliche Herausforderung an eine geschlechterreflektierende Pädagogik. Sie sieht neue Anforderungen an eine fachlich fundierte, sozialpädagogische Begleitung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, da allgemein davon ausgegangen werden kann, daß alle Menschen ihre (Geschlechts-)Identität selber herstellen müssen und diese Prozesse lebenslangen Veränderungen unterworfen bleiben. Der Zwang zur Zuordnung beginnt lebensgeschichtlich früh, wird bis in die Besetzung der eigenen Körperlichkeit wirksam und ist bei jedem Menschen von einzigartigen, individuellen Lösungsansätzen bestimmt, wobei jeder Mensch unvorherbestimmbare Wege geht, „die zu gleich ein kollektives Ganzes prägen“ (Voigt-Kehlenbeck, 2001: 250).

Eine Sozialpädagogik, die den jeweiligen `doing gender´- Bewältigungsprozeß flankiert, muß variabel, vielfältig und reaktionsfähig sein. Sie muß grundlegend

eine Haltung der begleitenden Offenheit suchen und die Vorstellung einer einmal erreichten, stabilen Geschlechtsidentität zugunsten eines ständigen Jonglierens mit lebenslang variablen, diversen Lebensentwürfen aufgeben. Was bedeutet, daß die Begleitung nicht mehr auf die Stabilisierung der Geschlechtsidentität ausgerichtet sein kann. Wird von einer wandlungsfähigen Identität ausgegangen, in der die Widersprüche der Geschlechterzuschreibung immer neu bewältigt, variiert und ausgehandelt werden, bedeutet dies, daß die zu bewältigenden Konflikte jedes einzelnen Menschen auch unterschiedliche Unterstützungsleistungen erfordern. `Doing gender` ist kein Prozeß des freien Willens, keine Selbstdarstellung in spielerischer Freiheit, sondern gebunden an die Decodierung von Normen, die an das Individuum durch die Umwelt vermittelt werden. Die Menschen müssen also nicht nur ihre Geschlechtszugehörigkeit selbst zusammensetzen, sondern den aktuellen Entwurf auch dem jeweiligen kulturellen Umfeld präsentieren und vor ihm vertreten. Somit ist die Selbstreflexion der SozialpädagogInnen eine zentrale Voraussetzung für eine adäquate pädagogische Haltung. Ein Frei-Raum zur Erprobung und (Selbst-)Inszenierung ist zur Gewährung der Gleichzeitigkeit von Veränderung, Wandlung und Bewältigung unerlässlich (vgl. Kehlenbeck-Voigt, 2001: 250 f.).

Impulse für eine geschlechterreflektierende Pädagogik sieht VOIGT-KEHLENBECK darin, daß grundsätzlich die eigenen lebensgeschichtlich erworbenen Geschlechterzuschreibungen reflektiert werden, mit der Bereitschaft, diese persönlichen Zuschreibungen als historisch und kulturell geprägte Lösungsversuche der eigenen Lebensgeschichte zu begreifen. Die von den AdressatInnen Sozialer Arbeit gesuchten Interpretationsversuche sind als Entwürfe zu achten, die möglicherweise auch abweichend sind. Es müssen vielfältige Formen gesucht werden, die KlientInnen selbst zu hören, um das Prinzip der Partizipation bewußt zu pflegen.

Der Verweis auf die besonderen Probleme und Unterstützungsbedürftigkeiten von Mädchen und Jungen/Frauen und Männern muß zugunsten einer Konzentration auf den Unterstützungsbedarf im Prozeß des `doing gender` aufgegeben werden. Dann wird eine neue Perspektive wirksam, mit der allgemein davon auszugehen ist, „dass die Herstellung von Geschlechtsidentität eine Bewältigung von widersprüchlichen Zuschreibungen und Zuordnungen qua Geschlecht erfordert. Der Ausgleich dieser Widersprüche mit weiteren Einflussfak-

toren, wie zum Beispiel denen aus Ethnie, Klasse beziehungsweise Kultur etc. bestimmt die jeweils individuellen Lösungsmuster, die von Jungen und Mädchen in sehr unterschiedlichen Lebensphasen hergestellt werden“ (Voigt-Kehlenbeck, 2001: 251).

Das bedeutet für die pädagogische Haltung, daß jedes Angebot geschlechterreflexiv begründet werden müßte, da `doing gender´ deutlich werden läßt, daß „grundsätzlich von einer konfliktvoll und widersprüchlich angelegten Geschlechterordnung auszugehen ist, die für beide Geschlechter eine Bewältigungsstruktur darstellt“ (Voigt-Kehlenbeck, 2001: 251).

Eine geschlechterreflektierende Haltung erfordert methodisch eine sorgfältige Analyse der jeweils divergierenden Problemfelder der verschiedenen Lebenswelten und eine Auseinandersetzung mit Kulturen, die sich möglicherweise que(e)r zur Zweigeschlechtlichkeit entwickeln. Ebenso müssen die Dynamiken anerkannt werden, die sich aus den Gestaltungs- bzw. Partizipationswünschen der Menschen ergeben.

Allgemein kann davon ausgegangen werden, daß „der Unterstützungsbedarf bei der Bewältigung der Widersprüche der Geschlechterzuschreibungen nicht mehr allgemein und damit auch nicht mehr ausschliesslich über das Geschlecht (also über allgemeine Termini wie *Mädchen brauchen*, *Jungen brauchen*...) begründet werden kann“ (Voigt-Kehlenbeck, 2001: 252). Vermutlich wird, in weit stärkerem Maße als bisher, auch der Unterschied zwischen privilegierten und unterprivilegierten Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, also zunehmende Armutsentwicklung, berücksichtigt werden müssen. Diese Differenzierungen sollten sich in konzeptionellen Überlegungen für differenzierte Unterstützungsmaßnahmen bei der Bewältigung der Widersprüche der Geschlechterzuschreibungen niederschlagen. Auch die Struktur der Bewältigungsversuche sollte genauer analysiert werden, mit doppeltem Blick: das Erkennen der Problembewältigung und das Veränderungspotential der Verhältnisse zu sehen. In dem Prozeß von Verwirrendem und Neuem ist zugleich auch die Bewältigung selbst zu beachten, was bedeutet, daß eine pädagogische Begleitung immer schwanken wird zwischen den Erfordernissen pädagogischer Unterstützungsleistungen und der Gewährung von Freiräumen. „Ganz allgemein liegt vermutlich aber in der Akzeptanz der eigenen Verunsicherung die Grundvoraussetzung für eine offene pädagogische Haltung - und damit auch die Chance für einen offenen

Blick“ (Voigt-Kehlenbeck, 2001: 252). Nach VOIGT-KEHLENBECKs Ansicht ist die eigentliche Professionalisierungsherausforderung einer geschlechterreflektierenden Pädagogik die Kunst, die Konflikte und Probleme der Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen im Umgang mit den Zuschreibungen qua Geschlecht zu erkennen, Wandlungsprozesse gezielt zu unterstützen und ihnen zugleich durch eine bedingt beteiligte, beobachtende Zurückhaltung Raum für eigene Lösungsversuche zu gewähren (vgl. Voigt-Kehlenbeck, 2001: 252).

### **8.3. Konzept für eine Sozialpädagogik vielfältiger Lebensweisen**

Eine (Sozial-)Pädagogik, die sich an dem Begriff `vielfältige Lebensweisen´ orientiert, kann nach HARTMANN AdressatInnen Sozialer Arbeit Angebote zu Fragen des eigenen Selbstverständnisses machen. Es geht darum, wie in einer hierarchisch strukturierten Gesellschaft „Optionen ausgemacht, verändert und neu entworfen werden können.“ (Hartmann, 2004: 66 f.). Ausgangspunkt für diese Optionen ist das Selbstverständnis der AdressatInnen. Eine Sozialpädagogik, die daran orientiert ist, Menschen bei der Gestaltung eines für sie erfüllten und lebenswerten Lebens zu unterstützen, sollte eine Vielzahl an unterschiedlichen Möglichkeiten zur Verfügung stellen, sich (geschlechtlich und sexuell) zu begreifen und zu erleben. Eine solche Sozialpädagogik der Vielfältigkeit wird ihre AdressatInnen dabei begleiten, die gesellschaftlichen Zwänge des Seins kritisch zu durchdringen und dadurch Handlungsfähigkeit zu entwickeln. Ein solcher Zugang befreit zwar nicht von normativen Vorgaben und Herrschaftsdiskursen, gibt aber Raum für Freiheit und Vielfalt. Die Auseinandersetzung mit Vielfalt ist als ein zentraler Auftrag zu begreifen, da eine Haltung des Respekts gegenüber Menschen anderer Herkunft, Weltanschauung und Lebensweisen in der Sozialpädagogik grundlegend ist.

Für die Beförderung von Vielfältigkeit und Innovation schlägt Jutta HARTMANN übergreifende, que(e)r durch die pädagogischen Fach- und Arbeitsgebiete verlaufende Leitlinien vor (vgl. Hartmann, 2004: 67). Diese Leitlinien enthalten sowohl konstruktive, rekonstruktive als auch dekonstruktive Elemente.

### **8.3.1. Die Entwicklung einer pädagogischen Haltung**

Eine übergreifende pädagogische Haltung vielfältiger Lebensweisen begreift HARTMANN als alltägliches Veränderungshandeln, das sich nicht in Maximen und Reflexionen erschöpft. Vielmehr findet diese Haltung ihren Ausdruck im pädagogischen Alltag, darin, daß eine Bandbreite an Lebensweisen den selbstverständlichen Horizont des Handelns von SozialpädagogInnen bildet, SozialarbeiterInnen verschiedene Lebensweisen in unterschiedlichen Situationen erwähnen und sich ergebende Gesprächsanlässe aufgreifen, was zu einem unmittelbaren Erreichen von sozialpädagogischen AdressatInnen führt. Das Thematisieren von Normalitätsvorstellungen erscheint HARTMANN wichtig, da diese als unverrückbar erscheinen. Desweiteren sollte die Existenz vielfältiger Möglichkeiten zu Leben verbalisiert werden (vgl. Hartmann, 2004: 68).

### **8.3.2. Normen und Normalitäten der Gesellschaft hinterfragen**

Die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Normen hat einen zentralen Stellenwert in der sozialpädagogischen Arbeit, damit Differenzen enthierarchisiert werden und ein Zubewegen auf eine gleichberechtigte Anerkennung von Unterschieden auf individueller und gesellschaftlicher Ebene möglich wird. Die Gegenüberstellung von marginalisierten und dominanten Gruppen würde nur die zugrundeliegende hierarchische Struktur bestätigen. Um dies zu vermeiden, sollten marginalisierte Gruppen benannt, ins Gespräch gebracht und dabei die normativen Zwänge, sozio-kulturellen Selbstverständlichkeiten und unreflektierten Alltagsannahmen (Zweigeschlechtlichkeit, Heterosexualität, Kleinfamilie) kritisch diskutiert werden. Intensivierend wirken Fragen, warum Normen Sicherheit geben und einschränken, Abweichungen verunsichern und bereichern, einige Menschen ausgegrenzt werden, andere nicht. So können vermeintliche Selbstverständlichkeiten differenzierten Nachfragen weichen (vgl. Hartmann, 2004: 68 f.).

### **8.3.3. Denken der Vielfalt von der Vielfalt aus**

Ausgangspunkt einer Sozialpädagogik vielfältiger Lebensweisen sollte die Vielfalt sein. Um die Struktur von Norm und Abweichung, Allgemein und Besonders nicht zu reproduzieren, muß das additive Prinzip des zusätzlichen Thematisierens überschritten werden. HARTMANN schlägt hier eine Bewegung weg vom Normalen und Allgemeinen hin zum Besonderen und Vielfältigen vor, was das Besondere, Einmalige zur Geltung bringt. Eine wertschätzende Auseinandersetzung für eine Erweiterung der geschlechtlichen und sexuellen Lebensweisen hat das Ziel, „speziell auch die Lebensweisen zu unterstützen, die nicht in vorherrschenden Positionen aufgehen, und dynamisierte Erfahrungsräume für alle zuzulassen und anzubieten“ (Hartmann, 2004: 69 f.).

Methodisch bietet HARTMANN die Übung: `Vielfältige Lebensweisen - Licht- und Schattenseiten` an. Sozialpädagogische AdressatInnen erhalten die Möglichkeit, Lebensformen, die sie kennen, von denen sie gehört oder gelesen haben, auf Karteikarten zu notieren und damit gemeinsam einen Ausschnitt der Vielfalt zusammenzutragen. Die Teilnehmenden ziehen jeweils eine verdeckte Karte und nennen assoziativ jeweils eine Licht- und eine Schattenseite. So können Erfahrungen, Wünsche, Ängste oder Beobachtungen mitgeteilt werden, ohne von der eigenen Lebenssituation sprechen zu müssen. Durch den gleichberechtigten Vorstellungsmodus soll deutlich werden, daß alle Lebensformen beglückende und bedrückende Aspekte haben (können). Das Erstellen von Collagen oder das Aufgreifen in Gesprächen helfen bei der Verarbeitung der durch die Übung angeregten Gedanken und Gefühle. Mögliche Fragen sind dann: „Welche Lebensformen wurden von vielen aufgeschrieben, welche wurden selten genannt? Woran mag das liegen? Zu welchen Lebensformen sind euch sofort Licht- und Schattenseiten eingefallen, bei welchen musstet ihr etwas länger überlegen? Womit könnte das zusammenhängen? Stellt euch vor, ihr sollt einen Bericht über das Zusammenleben von Menschen schreiben und dazu Interviews führen. Welche Personen aus eurer Collage würdet ihr gerne befragen wollen? Was wären eure Fragen?“ (Hartmann, 2004: 70).

### **8.3.4. Irritieren der Selbstverständlichkeiten**

Die Irritation vorherrschender Gewißheiten, das Einnehmen verschiedener Perspektiven und die Frage nach dem Ausgeschlossenen sind zentrale Bestandteile dekonstruktiver Perspektiven. Hierzu offeriert HARTMANN die Übung: `Was ist eine Frau?`. Die Teilnehmenden werden aufgefordert, möglichst spontan ihre Antworten auf Karteikarten zu notieren. Anschließend werden die verschiedenen Antworten diskutiert, es wird herausgearbeitet, an welchen Diskursen (biologisch-anatomisch, phänomenologisch, erfahrungsbezogen, gesellschaftspolitisch, historisch, postmodern) die Antworten orientiert sind. Thematisiert werden auch die verschiedenen Perspektiven, die unterschiedlichen Menschen- und Weltbilder, Alltagsverständnisse, gesellschaftstheoretische und wissenschaftliche Diskurse über Geschlecht. Welche Diskurse erscheinen den Teilnehmenden plausibel, an welchen nehmen sie teil, über welche verstehen sie sich selbst? Die verschiedenen Definitionen werden auf eine mögliche Verallgemeinerung hin geprüft, wo klar wird, daß zu den meisten Aussagen sehr schnell Einwände formuliert werden können (vgl. Hartmann, 2004: 70 f.).

Um Selbstverständlichkeiten zu irritieren nennt HARTMANN noch ein methodisches Beispiel. In einem fingierten Zeitungsartikel `Müller ist hetero` wird beschrieben, wie ein Politiker als heterosexuell geoutet wird und deshalb von verschiedensten gesellschaftlichen Gruppen diffamiert und diskriminiert wird. „Über die Umkehrung der gesellschaftlichen Normalitätsdefinition irritiert der Text nicht nur bestehende Sehgewohnheiten, vielmehr führt er in eine Diskussion über die Konstruktion von sozialen Kategorien und von Begriffen wie natürlich/unnatürlich, normal/randständig sowie zu einer Analyse von Ausgrenzungs- und Diskriminierungsmechanismen, wie sie historisch und gegenwärtig auf der politischen Makroebene gesellschaftlicher Institutionen, wie z.B. Medien, Kirche, Gesetzgebung vorhanden waren und zum Teil noch sind“ (Hartmann, 2004: 71).

### **8.3.5. Bewußtmachung der bestehenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse und Mitarbeit an deren Abbau**

Die alleinige Benennung von Vielfalt kann in einer Gesellschaft, die durch das Hierarchisieren von Differenzen geprägt ist, nicht ausreichend sein, um die bestehenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse bewußt zu machen und an deren Verschiebung und Abbau zu arbeiten. Eine Haltung der Kritik und des gesellschaftspolitischen Sensibilisieren ist vonnöten bei vorherrschenden Blockaden, Verhärtungen, sozialen Ungleichheiten und gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsstrukturen. Nach diesen Gedanken stellt HARTMANN die Übung 'Vielfältige Lebensweisen - ein Zahlenquiz' vor. Hier geht es um das prozentuale Einschätzen von Lebensformen (z.B.: nichteheliche Lebensgemeinschaften, allein erziehenden Männern, Menschen, die in ihrem Leben ausschließlich heterosexuelle Erfahrungen gemacht haben) seitens der sozialpädagogischen AdressatInnen. Die Schätzungen werden mit dem erhobenen, statistischen Zahlenmaterial verglichen. Im Gespräch darüber kann das Spannungsverhältnis von Pluralisierung und Nomierung herausgearbeitet werden. „Es ist möglich zu fragen, wo historische Veränderungsprozesse festzustellen und wo Kontinuitäten vorhanden sind. Welche Lebensformen lassen sich überhaupt statistisch erfassen, welche nicht? Wie wirkt die Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Lebensweisen auf Menschen? Wann kann sie befremden und Angst machen, wann anregen und bereichern?“ (Hartmann, 2004: 72). Es kann überlegt werden, ob die Lebensformen gesellschaftlich gleichberechtigt sind, gleichermaßen gewertschätzt werden und welche unbenannt blieben. Dann kann herausgearbeitet werden, daß trotz der Pluralisierungsprozesse nicht von einer freien Wahl ausgegangen werden kann, da Machtunterschiede zwischen den Lebensformen bestehen. Und zum Schluß: Wie können Umgangsformen und -regeln für ein gleichwertiges und -berechtigtes Miteinander in der Vielfalt entwickelt werden (vgl. Hartmann, 2004: 72)?



### **8.3.6. Hinterfragung der Identitätszwänge**

HARTMANN befindet biographisches Arbeiten als besonders geeignet, Identität und Subjektivität als in sich widersprüchlich, instabil und brüchig erkennbar zu machen, da die in jedem Lebenslauf vorhandenen Brüche und Widersinnigkeiten ebenso wahrgenommen werden können, wie Probleme, Diskriminierungserfahrungen oder die Momente des Glücks und der Hoch-Zeiten. Durch Befragungen können die Erlebnisse, die zu Veränderungen führten oder zu einem Leben quer zur Norm geführt haben, erkundet werden. Oft bringt die Auseinandersetzung mit authentischem Material zu Tage, wie unterschiedlich Menschen sich selbst verstehen und ihre eigene Lebensweise begreifen. So wird der Blick von vermeintlichen Wahrheiten auf die reale Vielfältigkeit der Erklärungsmuster gelenkt und „ein Verständnis von Identität begünstigt, das diese als gegenwärtiges Selbstverständnis und eine im Prozess befindliche begreift“ (Hartmann, 2004: 72).

### **8.3.7. Sensibilisierung für Differenzen in der Geschlechter- und Sexualitätsdifferenz wie für das Schwinden der vorherrschenden Geschlechter und Sexualitätsgrenzen**

Als ersten Schritt, den vorherrschenden Druck zu einer eindeutigen geschlechtlichen und sexuellen Positionierung zu mildern, sieht HARTMANN, diesen Druck selbst nicht weiter zu vermitteln. Desweiteren lässt sich die Pflicht zur Eindeutigkeit über Beispiele, die quer zur Norm liegen, aushöhlen und damit Neugierde an nicht eindeutigen Lebensweisen geweckt werden (vgl. Hartmann, 2004: 73).

Methodisch erwähnt HARTMANN die `Bildergalerie`. „Eine selbst angelegte Bilder- und Postkartensammlung, die Portraits von menschen in einer großen Bandbreite geschlechtlicher Inszenierungen zeigt, wird zum Betrachten und Auswählen ausgebreitet: Welche Person würdest du gerne über deren Leben befragen? Wen würdest du gerne küssen? Wer irritiert deine Vorstellungen über Frau- bzw. Mannsein? Die Teilnehmenden wählen zu den Fragen Bilder

aus, stellen sie später vor und begründen ihre Wahl. Im gemeinsamen Gespräch können dabei das vorherrschende Entweder-oder-Prinzip bloßgelegt, Überschreitungen thematisiert und Zwischenräume vergegenwärtigt werden; zudem kann angesichts geläufiger Abwertungen nach den unterschiedlichen Antriebskräften gefragt werden, die dazu beitragen, Vielfalt zu behindern, und zum anderen, Vielfalt entgegen vorherrschende Normierungen zu leben“ (Hartmann, 2004: 73).

### **8.3.8. Gegenstand der sozialpädagogischen Auseinandersetzung sollten auch die alltäglichen Konstruktionsweisen von Geschlecht und Sexualität sein**

Um den Eindruck von Natürlichkeit und Normalität zu irritieren, will HARTMANN die Aufmerksamkeit der sozialpädagogischen AdressatInnen auf den konstruierten Charakter von Identitäten richten, um das Affirmieren angebotener Identitäten zu verlassen und deren Grenzen zu verflüssigen. Soll das Geschlecht von Menschen bestimmt werden, wird schnell deutlich, wie die ‚zweigeschlechtliche Brille‘ die Wahrnehmung lenkt und die Existenz von zwei, und nur zwei Geschlechtern voraussetzt und vor diesem Hintergrund das Geschlecht eines Menschen polarisiert zugeordnet wird. Entsprechend der kulturellen Betonung von Zweigeschlechtlichkeit werden auch die Personen, deren Inszenierung nicht eindeutig den kulturellen Geschlechtsinsignien entspricht, vorgegeben geschlechtskategorisiert, also als Frau oder als Mann. Im Gespräch kann dann herausgearbeitet werden, entlang welcher Zeichen die Zuordnung und die alltägliche Konstruktion von Geschlecht erfolgen (vgl. Hartmann, 2004: 74).

## **8.4. Intersektionelle Pädagogik**

Elisabeth TUIDER stellt eine Pädagogik der Intersektionalität vor, um den Blick auf einzelne `Minderheiten´ zu verlassen und die Verschränkung und wechselseitige Durchdringung von Geschlecht, Sexualität, Ethnizität/Kultur in der pädagogischen Arbeit zu berücksichtigen (vgl. Tuider, 2004: 126).

### **8.4.1. Konzeptionelle Überlegungen**

Mit der Pädagogik der Intersektionalität soll die Reflektion von multiplen Differenz-, Macht- und Diskursstrategien verbunden werden. Die intersektionelle Pädagogik umfaßt das Konzept einer `prozessualen Identität´, die, wie in dieser Arbeit bereits dargestellt, eine stete Entwicklung des Menschen mit Veränderungen, Bewegungen und Brüchen einschließt, ebenso wie eine Unbestimmbarkeit und einen Bedeutungswandel und eine Positionierung und Verortung (vgl. Tuider, 2004: 126).

Eine Pädagogik der Intersektionalität erkennt die vielfältigen Existenzweisen und Materialitäten an und versucht diese pädagogisch zu begleiten, „ohne sie aber durch eine spezielle Förderung in Mädchen-/Jungen-/Behinderten- und MigrantInnenpädagogik einzuteilen“ (Tuider, 2004: 126).

Der Blick wird auf die „Analyse und den Umgang mit sich überschneidenden Macht- und Herrschaftsverhältnissen, also Rassismus, Sexismus, Heterosexismus und Anti-Homosexualität, gelegt. In diesem Sinne ist eine Pädagogik der Intersektionalität zugleich eine Auflösung, Zusammenführung und Weiterführung der bisherigen Sonder-Pädagogiken“ (Tuider, 2004: 126 f.).

Die hegemonialen Diskurse, die stets von einem weißen, rationalen, männlichen, heterosexuellen Menschen ausgehen, sollen durch die Ansätze der Queer Theorie, Postcolonial Studies und Cultural Studies durchbrochen werden. Im Mittelpunkt der intersektionellen Pädagogik stehen die Ausgeschlossenen, die Marginalisierten, die Kolonialisierten, die LesBiSchwulen und die Transgenders mit ihren Erfahrungen. Grundlegend ist diesen drei Ansätzen eine Gesellschaftskritik, die auf den Zusammenhang von Wissensproduktion und Unterdrückung/Abwertung aufmerksam machen will. Wie konstituieren sich hegemoniale Bestrebungen durch Ausschließungspraktiken und wie wird das

Marginalisierte gebraucht, um die Normalität zu festigen? „Denn erst mit der Markierung von Marginalität wird die Position des Zentrums geschaffen. Dabei gilt das Zentrum als Norm, als das Selbstverständliche und Eigentliche“ (Tuiders, 2004: 127).

Theoretische Überlegungen zu Queer betonen das Leben in der Schwebelage zwischen verschiedenen Positionen, uneindeutige und vieldeutige, betonen die Vermischung und Kreuzung mehrerer Geschichten und Kontexte sowie ein mühevolleres Ringen um Vermittlung. „Denn aufgrund der Erfahrung von Kolonialismus, Diaspora und Migration haben sich kulturelle, geschlechtliche, sexuelle Identitäten und Biographien als brüchig und fragmentiert erwiesen, d.h. sie verfügen keineswegs über einen wahren, reinen Kern, sondern sind aus unterschiedlichen, sich z.T. widersprechenden Elementen gewoben. Und es ist die Melange oder das Dazwischen, das von <Tunten>, <Kanaken>, <Krüppeln>, <Queers> oder <Mestizas> besetzt wird. Diese beziehen ein Leben in unterschiedlichen Kontexten mit ein und durchkreuzen eindeutige Zugehörigkeiten“ (Tuiders, 2004: 127).

#### **8.4.2. Pädagogische Konsequenzen**

Es sollen pädagogische Erfahrungs- und Handlungsräume geschaffen werden, in denen die Unsicherheit mit der Vieldeutigkeit von Existenzweisen in dem Gemisch unterschiedlicher Kontexte anerkennend begleitet werden. TUIDER fragt, ob es eine Pädagogik geben kann, die sich quer stellt zu hegemonialen Macht- und Diskriminierungsbestrebungen, die auf die Genußfähigkeit ebenso wie auf die Fähigkeiten der Verweigerung und des Widerstandes setzt. Und TUIDER fragt weiter, wie PädagogInnen der unlösbar scheinenden Komplikation des Mitkonstruierens der binären Geschlechter- und Sexualitätenordnung, des Definierens von Eigen und Fremd, Innen und Außen entkommen können (vgl. Tuiders, 2004: 128).

Bezeichnungspraktiken werden durch queer-feministische Kritik nicht als unschuldig erachtet, sondern immer wieder auf ihre Entstehungskontexte und ihre Herrschaftsmatrix zurückgeführt. TUIDER erläutert, daß deshalb die Erzie-

hungswissenschaftlerInnen und die Erziehenden sich die selbstkritische Frage zu stellen haben, inwieweit sie bewusst-los an der Aufrechterhaltung von Privilegien und an der Reproduktion von Kategorien, durch die Menschen sich aneinander angleichen müssen und durch die die Ausgrenzung des Uneindeutigen hergestellt wird (vgl. Tuider, 2004: 128).

TUIDER hebt eine Kultur der Anerkennung hervor, die die Anerkennung der einzelnen Person in intersubjektiven Beziehungen, die Anerkennung gleicher Rechte und die Anerkennung der Zugehörigkeit zu (sub-)kulturellen Gemeinschaften umfaßt. Formen der Anerkennung sind Liebe, gleiche Rechte und Solidarität auf der Basis von egalitärer Differenz. Pädagogisch unterstützende Lernprozesse für die Umsetzung dieser Formen der Anerkennung sind:

- Menschen nicht zu definieren;
- aufmerksam für die individuelle und kollektive Geschichte zu sein;
- aufmerksam für gesellschaftliche und ökonomische Bedingungen zu sein;
- Selbstachtung und Anerkennung der Anderen;
- Kontakt zwischen Verschiedenen als Chance erkennen;
- Prozeßhaftigkeit individueller Lernwege zu achten;
- zu einem Lernen animieren, welches persönlich bedeutsam und lebendig ist;
- auf Leitbilder in einer unbekanntem Zukunft verzichten;
- Verschiedenheit und Gleichberechtigung als institutionelle Aufgabe verankern

(vgl. Tuider, 2004: 129).

Die meisten Konzepte in der Pädagogik wurden im Hinblick auf einzelne Merkmale und Kategorien entwickelt, um Diskriminierungen und Benachteiligungen abzubauen. Eine Pädagogik der Intersektionalität thematisiert die wechselseitige Verschränkung von unterschiedlichen Macht und Differenzverhältnissen und reflektiert diese (selbst-)kritisch. Es werden unterschiedliche Verortungen und Positionierungen ermöglicht, ohne eindeutige Identitäten vorauszusetzen. Die intersubjektive Anerkennung von gleichberechtigt Verschiedenen kann als grundlegende Prämisse gelten und die Anerkennung der ganz konkreten Person mit ihren Fähigkeiten und Leistungen in der je spezifischen Situation, in der historisch konkreten Einzigartigkeit und Besonderheit als das pädagogische Ziel (vgl. Tuider, 2004: 129).

Das Konzept der Vielfalt sollte zusammengeführt werden mit der Strategie der VerUneindeutigung<sup>34</sup>, um eine Auflösung der machtvollen Differenzen zu visionieren. Dann werden auch die gesellschaftlichen Mechanismen und interaktiven Praktiken thematisiert, die Identität hervorbringen und stabilisieren (vgl. Tui-der, 2004: 130).

Die Pädagogik der Intersektionalität hinterfragt die `autonome` und `selbstverantwortliche` Haltung des `Subjekts`, bleibt also skeptisch gegenüber jeglichen Subjektivierungsmechanismen. Sie setzt auf die Anerkennung der individuellen Menschen mit ihren Widersprüchen und ihrer lebenslangen Ausgestaltung ihres Menschseins. Jede `individuelle` Wiederholung des geschlechtlichen und sexuellen Ideals kann zugleich als Verschiebung funktionieren. Die Wirkungsweisen scheinbarer Selbstverständlichkeiten wird über das Hinterfragen von Geschlechter-, Sexualitäten- und Kulturverhältnissen transparent (vgl. Tui-der, 2004: 130).

Desweiteren arbeitet eine Pädagogik der Intersektionalität gegen die Naturalisierung der kulturellen Zugehörigkeit, der rigiden Zwei-Geschlechter-Ordnung und der Heteronormativität. Intersektionelle Pädagogik schafft „Räume, in denen die Angst vor Mehrgeschlechtlichkeit und dem Chaos, die Furcht vor der Multisexualität und die Unsicherheit angesichts der Vieldeutigkeit anerkennend begleitet werden können“ (Tui-der, 2004: 130). Da Pädagogische Praxisarbeit ein Bestandteil von gesellschaftlichen Machtverhältnissen und neoliberaler Ökonomie ist, muß überlegt werden, wie die heteronormative, androzentristische oder rassistische Verfasstheit gesellschaftlicher Strukturen die Bedingungen pädagogischer Handlungsfähigkeit definieren. „Eine Intersektionelle Pädagogik betont die zwanghaft normierten Gesellschaftsprozesse *und* (!) deren prinzipielle Veränderbarkeit“ (Tui-der, 2004: 131). Sie ist sich der Grenzen der Pädagogik bewußt und realisiert einen radikalen Gesellschaftsbezug und eine radikale Gesellschaftskritik, vor allem im Hinblick auf vermeintliche Selbstverständlichkeiten.

Pädagogische Konsequenzen aus diesen Überlegungen sind nach TUIDER:

---

<sup>34</sup> Eine gezielt identitätskritische, anti-klassifikatorische und anti-normative Strategie von Antke ENGEL, unter der sie Praktiken und Repräsentationen faßt, die Geschlecht und Sexualität so konzeptionalisieren, daß das Identitätsprinzip und die Binarität angefochten oder unterlaufen werden. „VerUneindeutigung findet ihren Ausgangspunkt in hegemonialen Repräsentationen und Praktiken. Sie manifestiert sich in Prozessen, die hegemoniale Formen verschieben, umarbeiten und reartikulieren“ (2002: 163).

- Menschen müssen nicht das Eine oder das Andere sein und auch nicht etwas drittes oder garnichts. Sie können quer zu allem sein. Verschiedene geschlechtliche, sexuelle und kulturelle Verortungsmöglichkeiten, verschiedene Beziehungen, Lüste, Begehren, Geschmäcker und Körperlichkeiten sollten in der Pädagogik zugelassen werden, ohne sie sofort wieder mit einem Stempel zu versehen oder in Spezialpädagogiken einzuordnen.
- So geht es auch nicht um die Kreation einer neuen queeren Identität, sondern um die Anerkennung und Unterstützung einer Existenz in der Nicht-Identität, der Zwischen-Identität und auch der Identität als auch um das Zulassen von widersprüchlichen Erfahrungen, Experimenten und Utopien. Es kann in diesem Zusammenhang sinnvoll sein, sich zeitweise oder länger, strategisch oder identitär zu positionieren.
- Werden Geschlecht und Sexualität als ein lebenslanger Prozeß gesehen, mit ständiger Bewegung und Verschiebung, die nie abgeschlossen ist, so geht es pädagogisch um die Begleitung dieser Bewegung und nicht um weibliche, männliche, schwule, lesbische Vorbildcharaktere oder das Entwickeln von Leitbildern!
- Ein Schritt in Richtung Vervielfältigung, VerUneindeutigung und Auflösung können (müssen aber nicht) flexible Männlichkeiten und emanzipierte Weiblichkeiten sein. TUIDER meint, daß Identität nicht erst errungen oder angeeignet werden müssen, um sie loszulassen oder zu verlieren (vgl. Tuider, 2004: 132).
- Es wird so ein Begehren denkbar, das sich unabhängig von vertrauten Orientierungen, sexuellen Etikettierungen oder gemutmaßten Körperlichkeiten auf Charaktereigenschaften, Gefühle und Handlungen richtet.
- Eine an diesen Überlegungen beteiligte Pädagogik orientiert sich an den Bedürfnissen, Lebenslagen, Wünschen, Fähigkeiten, Interessen und Fragen von Menschen, ohne sie in spezifische Gruppen oder Kategorien zu unterteilen (vgl. Tuider, 2004: 131 f.).

Wird das Unentscheidbare, das Nichtidentische und das Disperate endlich auch bejaht und angenommen und wird sich der zwanghaften Entweder-Oder-

Einordnung von Identitäten widersetzt, kann eine Minimalutopie lebbar werden: ein gesellschaftliches Miteinander, indem die Menschen ohne Angst verschieden sein können (vgl. Tuider, 2004: 132)!

## **8.5. Exemplarische Methoden für eine queere Sozialpädagogik**

Im Folgenden werden weitere drei Methoden vorgestellt, die Lust auf eine queere Sozialpädagogik machen sollen. Die exemplarisch ausgewählten Methoden sensibilisieren für die Vielfältigkeit der Geschlechter, Sexualitäten und Identitäten ebenso wie für subtile Ausgrenzungsmechanismen <sup>35</sup>.

### **8.5.1. Methode: `Mein erster Eindruck`**

Die Methode `Mein erster Eindruck` soll die eigenen Vorurteile und das eigene klischeehafte Denken bewußt machen. Hierzu gehen die Teilnehmenden, die einen vorbereiteten Bogen mit Stichworten wie `Sternzeichen`, `Alter`, `Lieblingsessen`, `Studium`, `Hobbys`, `was ich sexuell immer schon mal ausprobieren wollte`, `was ich sexuell nie machen würde`, `Lieblingsstellung/-praktik`, u.ä., auf dem Rücken befestigt haben, zur Musik durch den Raum. Stoppt die Musik, schreiben die Teilnehmenden der Person, die ihnen am nächsten stehen, eine Assoziation auf den Bogen. Sind alle Begriffe ausgefüllt, erfolgt eine Vorstellungsrunde: Was trifft zu, was liegt daneben, was stimmt nicht? (Selbstverständlich obliegt es den Teilnehmenden, ob sie Aufklärung betreiben wollen oder nicht!). Diese Methode ist besonders gut für Gruppen geeignet, in denen sich die Menschen nicht kennen. Allerdings können bei näherer Bekanntschaft auch heiklere Themen angeschnitten werden (vgl. Tuider/Timmermann/Tietz, 2004: 143).

---

<sup>35</sup> Für Interessierte sind weitere Methoden bei Tuider/Timmermanns/Tietz, 2004: 142 ff. zu finden.



### 8.5.2. Methode: `Identitäts-Bingo`

Die Methode `Identitäts-Bingo` soll den Teilnehmenden die eigene Einzigartigkeit bewußt und normative Einschätzungen deutlich machen. Alle Teilnehmenden erhalten den folgend dargestellten Bogen, den sie zunächst für sich allein ausfüllen, dann in der unten angegebenen Weise mit anderen vergleichen und abzeichnen lassen. Sobald eine Person `BINGO` gerufen hat, wird das Spiel fortgesetzt oder die Vorstellungsrunde begonnen.

Für die Vorstellung wird jede Person drei charakteristische Antworten aus den Feldern des Bingo-Bogens wiedergeben. Auch der/die Sozialpädagoge/-in nimmt an der Übung teil und stellt sich ggf. als erste Person vor.

Ein Bingo-Bogen kann folgendermaßen aussehen:

**IDENTITÄTSBINGO**

Beantworte möglichst spontan alle Fragen. Suche eine Person, die auf eine Frage die gleiche Antwort gegeben hat. Diese Einigkeit bestätigt ihr durch eure gegenseitige Unterschrift. Eine Person darf dir aber nur jeweils ein Feld unterschreiben. Hast du fünf Unterschriften in einer diagonalen, vertikalen oder horizontalen Geraden gesammelt, rufst du laut `BINGO`!

Haarfarbe Unterschrift: .....	Schuhgröße Unterschrift: .....	Lieblingsbuch Unterschrift: .....	Lieblingsmusik Unterschrift: .....	Haarlänge Unterschrift: .....
Sternzeichen Unterschrift: .....	Liebl. -Geschlecht Unterschrift: .....	Wohnform Unterschrift: .....	Name d. Freundin Unterschrift: .....	Gut bin ich in Unterschrift: .....
Lieblingssportart Unterschrift: .....	Augenfarbe Unterschrift: .....	Lieblingsfach Unterschrift: .....	Lieblingsland Unterschrift: .....	Alter Unterschrift: .....
Das kann ich nicht Unterschrift: .....	Beziehungsform Unterschrift: .....	Name Unterschrift: .....	Schulabschluß Unterschrift: .....	Lieblingsklamotte Unterschrift: .....
Mein Vorbild ist Unterschrift: .....	Ein gutes Mädchen ist Unterschrift: .....	Ein guter Junge ist Unterschrift: .....	Lieblingsessen Unterschrift: .....	Konfession Unterschrift: .....

Im gemeinsamen Gespräch können Fragen aufgeworfen werden. Ob es Merkmale gab, bei denen es einfacher oder schwerer war, eine Unterschrift zu erhalten

ten, welche und warum, ob es Personen geben könnte, die alle Merkmale unterschreiben können und warum nicht. Die Teilnehmenden können bei der Beantwortung an der Oberfläche bleiben oder mehr von sich erzählen, je nach dem, welche Merkmale sie auswählen. Nachfragen dürfen nur bei Klärungsbedarf gestellt werden, sonst bleiben die Antworten unkommentiert. Selbstverständlich können die Felder des Bingo-Bogens verändert werden (vgl. Tuider/Timmermann/Tietz, 2004: 147 f.).

### **8.5.3. Methode: `Ich - Ich nicht`**

Die Methode `Ich - Ich nicht` läßt das Verhältnis zwischen Mehrheit und Minderheit hautnah erfahren und reflektieren. Zwei gegenüberliegende Wände werden mit den Schildern `Ich` und `Ich nicht` gekennzeichnet. Aufklärende und Teilnehmende gehen durch den Raum. Ein/-e Sozialpädagoge/-in stellt Fragen oder Aussagen in den Raum. Alle Teilnehmenden, auch der/die Sozialpädagoge/-in müssen sich einer Seite zuordnen und an die betreffende Wand stellen. Es gibt keine Mitte! Es ist wichtig zu betonen, daß niemand etwas erklären muß (aber kann).

Mögliche Fragen können sein:

- Wer ist Rechtshänder/-in?
- Wer hat Geschwister?
- Wer ist bei Vater und Mutter aufgewachsen?
- Wer hat mindestens ein Elternteil, der nicht in Deutschland geboren ist?
- Wer muß mit einer Behinderung leben?
- Wer hat FreundInnen, die auf gleichgeschlechtlichen Sex stehen?
- Wer findet, daß Kinder den Vater ebenso brauchen, wie die Mutter?
- Wer hat schon mal eine Kontaktanzeige aufgegeben?
- Wer hat in der Kindheit Doktorspiele gemacht?
- Wer hat in der Pubertät die Nähe zu Menschen des gleichen Geschlechts gesucht?
- Wer ist schon mal Zeuge der Diskriminierung Homosexueller gewesen?
- Wer ist gegen diese Diskriminierung eingeschritten?
- Wer hat schon mal eine Lesbenzeitschrift gelesen?
- Wer hat schonmal bewußt die Kleidung des anderen Geschlechts getragen?
- Wer hat schonmal eine Frau geküsst?
- Wer hat schonmal einen Mann geküsst?

- Wer hat schonmal Sex gehabt, ohne auf Verhütung und Safer Sex zu achten?
- Wer hatte das erste Mal Sex vor dem 16. Lebensjahr?
- Wer hat sich schon mal in eine Frau oder ein Mädchen verliebt?
- Wer hat schon mal Sex mit einem Mann gehabt?
- Wer hat bei Schmerzen schon mal Lust verspürt?
- Wer hat bei mindestens einer dieser Fragen gelogen?

Ausgewertet wird durch Fragen, wie es sich anfühlt, in der Mehrheit/Minderheit zu sein, warum der Drang zur Rechtfertigung und zu Erklärungen gespürt wird, wo es schwerfällt, anderen etwas persönliches zu offenbaren oder was man von den anderen nicht gedacht hätte. Diese Methode eignet sich zum Aufbau einer offenen Atmosphäre und fördert die Bereitschaft zur Selbstöffnung. Neutrale und schwierige Fragen sollten sich abwechseln. Die Fragen werden entsprechend dem Alter und der Lebenserfahrung der Teilnehmenden ausgewählt. Tip: Bei der Frage nach der Lüge sollte sich eine der SozialpädagogInnen auf die `Ich´-Seite stellen, um Teilnehmenden, die wegen der Beantwortung einer Frage in Bedrängnis geraten, zu ermöglichen, zu behaupten, die Beantwortung sei falsch gewesen (vgl. Tuidier/Timmermann/Tietz, 2004: 144 f.).

## 9. Schlußbetrachtung und Ausblick

Die Geschlechterhierarchie wird durch die Konstruktion einer fiktiven geschlechtlichen Normalität im Sinne kollektiv verfügbarer Aussagen, Bewertungen und Zuschreibungen aufrechterhalten. Diese normativen Vorgaben werden als zwei binäre Pole konstruiert, als Gegensätze, die einander ausschließen. Zwischentöne, Ambivalenzen oder Integration der `anderen´ Seite werden in diesem dualistischen System der normativen Zweigeschlechtlichkeit nicht zugelassen.

Eine These dieser Arbeit war, daß die der sozialen Konstruktion `Geschlecht´ zugrundeliegende Anatomie nicht so eindeutig ist, eine Bipolarität der Geschlechter rechtfertigen zu können. Die Anatomie erhält zwar eine gehobene Position als naturwissenschaftliche Grundlage der Herstellung der Geschlechterpolarität. Es ist in dieser Arbeit aber nachgewiesen worden, daß die biologischen Geschlechtsmerkmale keine unhintergehbare Voraussetzung und anatomische Gegebenheit darstellen, sondern eingebettet sind in jeweils wechselnde gesellschaftliche Kontexte und Diskurse, in denen sie konstruiert werden. Die Dekonstruktion der naturwissenschaftlichen Texte hat nachgewiesen, wie in Prozessen Bedeutungen hergestellt und zu anerkannten sozialen Praxen werden, auch wenn die wissenschaftliche Fundierung in sich widersprüchlich ist und durch normative und ästhetische Vorstellungen und dem Alltagswissen der Forschenden belegt ist.

Würden sich alle Menschen nackt nebeneinander aufstellen, existierten die verschiedensten Variationen von Genitalausprägung, von Brustausprägung, von inneren Genitalien, von Chromosomen, von Behaarung und es würde deutlich werden, wie willkürlich die Grenzziehung von `Frauen´, `Männern´, `Intersexuellen´, `mißgebildeten Frauen oder Männern´ eigentlich ist. Aus den nackt nebeneinander gestellten Menschen ließen sich ebenso willkürlich 16 oder 68 oder 1089 oder 5367 oder sovieler Geschlechter wie es Menschen gibt, ableiten. Ein solches Konzept würde die Kategorie `Geschlecht´ gänzlich entkernen und hinfällig machen.

Wie in dieser Arbeit dargestellt wurde, formiert das deutsche Rechtssystem einen binären Geschlechtscode: Frau und Mann. Wenn das oben genannte Konzept, das die Kategorie Geschlecht aushöhlt, als Grundlage eines Rechts-

systems angewendet werden würde, könnte keine Regulierung mehr von dieser Konstruktion ausgehen.

Wie in dieser Arbeit veranschaulicht wurde, akzeptieren die gesellschaftlich vorhandenen Hierarchisierungsverhältnisse nur die Identitäten, die sich durch Ausschluß und Verwerfungen konstituieren, durch sexistische und homophobe (oder auch rassistische, behindertenfeindliche usw.) Grenzziehungen. Diese (Geschlechts-)Identitäten dekonstruktiv anzufechten wird in dieser Arbeit als politisch sinnvoll aufgefaßt, da sie die gewaltsame, normative Grundstruktur innerhalb einer Gesellschaft demokratisiert. SozialpädagogInnen mit kritisch-emanzipatorischem Verständnis ihrer Arbeit sollten ihre eigenen konzeptionellen Voraussetzungen stets reflektieren, sich der Zwanghaftigkeit der heterosexuellen Matrix bewußt und ihrer eigenen Grenzziehungen durch Zuschreibungspraxen gewahr sein, um sich der großen Bandbreite und Vielfältigkeit innerhalb eines Geschlechts, als auch der Vielzahl von Parallelen zwischen den Geschlechtern zu öffnen und damit die gewaltsame, normative Grundstruktur der Geschlechterpolaritäten zu brechen. Die in dieser Arbeit dargestellten kritisch-dekonstruktiv-queeren Konzepte zeigen einen anstrengenden, nachdenklichen und sehr interessanten Weg für SozialpädagogInnen, politisch tätig zu sein.

Das Auflösen normativer Geschlechterkonzeptionen im `wirklichen´ Leben hat die Regisseurin Monika TREUT in ihrem Film „Gendernauts“ eindrucksvoll dargestellt. Der Film handelt von ihren FreundInnen in San Francisco, die sich aufgemacht haben, die Geschlechtergrenzen zu verwischen und aufzulösen (auch mittels Hormongaben und Operationen - allerdings freiwillig!). Eindrucksvoll machte die Kulturhistorikerin Sandy STONE dem Publikum im 3001-Kino in Hamburg klar, daß die Menschen der `westlichen Welt´ es gelernt hätten, auf zwei Geschlechter fixiert zu sein und eins der beiden für sich anzunehmen. Deshalb könnten die Menschen die Variabilität der Geschlechter nicht mehr erkennen. Würden die Genitalien von Hermaphroditen in ihrem ursprünglichen Zustand belassen bleiben, wären die Menschen den Anblick von variablen Körpern gewöhnt und ein Erkennen und Akzeptieren der Vielfalt von Geschlechtern wäre möglich.

„Finster ist es in Zeiten  
wo die Sicherheit herrscht  
die Normalität.  
Solidarität hilft  
herauszutreten  
und Zartheit zu spüren.  
Normalität  
diese Preßwurst,  
diese Amputation!  
In Sicherheit wird das Leben beschnitten.  
Für Normalität alles aufgegeben:  
die Träume,  
die Lust,  
die Vielfältigkeit.“

## 10. Literaturverzeichnis:

- **Alexander, Tamara** 1997: Der medizinische Umgang mit intersexuellen Kindern: Eine Analogie zum sexuellen Kindesmißbrauch. In: AGGPG. Hermaphroditen im 20. Jahrhundert. Zwischen Elimination und Widerstand. Brochüre, Bremen, 13-18
- **Bilden, Helga** 2001: Die Grenzen von Geschlecht überschreiten. In: Fritzsche, Bettina/Hartmann, Jutta/Schmidt, Andrea/Tervooren, Anja (Hg.): Dekonstruktive Pädagogik. Erziehungswissenschaftliche Debatten unter poststrukturalistischen Perspektiven, Opladen: Leske + Budrich, 137-147
- **Bischof, Norbert** 1980: Biologie als Schicksal? Zur Naturgeschichte der Geschlechterrollendifferenzierung. In: Bischof, Norbert / Preuschoft, Holger (Hg.): Geschlechtsunterschiede. Entstehung und Entwicklung. Mann und Frau in biologischer Sicht, München: Beck, 25 - 42
- **Blumer, Herbert** 1973: Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswissen und gesellschaftliche Wirklichkeit, Band I. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 80-110
- **Buselmaier, Werner / Tariverdian, Gholamali** 1999: Humangenetik, Heidelberg: Springer
- **Butler, Judith** 1991: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- **Christiansen, Kerrin** 1997: „Weiblichkeit und Männlichkeit aus biologischer Sicht“ - Thesenpapier zum Vortrag vom 21. Januar 1997 im Rahmen der Veranstaltung „Wissenschaftlerinnen der Universität Hamburg stellen sich vor“ - Wintersemester 1996/97
- **Engel, Antke** 2002: Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentationen, Frankfurt/New York: Campus Verlag

- **Fabach, Sabine** 2000: Homophobie und Identität II: Psychologische Perspektiven. In: Hey, Barbara/Pallier, Ronald/Roth, Roswith: Que[e]rdenken. Weibliche und männliche Homosexualität und Wissenschaft, Innsbruck-Wien: STUDIENVerlag, 119-130
- **Foucault, Michel** 1998: Über Hermaphroditismus. Der Fall Barbin, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- **Frey, Christofer** 1992: Verantwortung nicht nur für das Handeln, sondern auch für das Denken. In: Preuschott / Kattmann: Anthropologie im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Politik, Oldenburg: BIS-Verlag, 1-18
- **Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika** 1995: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): Traditionen Brüche- Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg (Breisgau): Kore-Verlag, 201-255
- **Hagemann-White, Carol** 1984: Sozialisation: weiblich-männlich? Opladen: Leske + Budrich
- **Hagemann-White, Carol** 1988: Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren... aus: Hagemann-White, Carol/Rerrich, Maria S. (Hg.): FrauenMänner-Bilder - Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion, Bielefeld: AJZ-Verlag, 224-235
- **Hark, Sabine** 1994: Queer Interventionen. In: Marti/Schneider/Sgier/Wy-mann (Hg.): Querfeldein. Beiträge zur Lesbenforschung, Verein Feministischer Wissenschaft, 103-109
- **Hartmann, Jutta** 2000 (a): Normierung und Normalisierung in der Debatte um Lebensformen - Versuch einer dekonstruktiven Bearbeitung in der Pädagogik. In: Lemmermöhle, Doris/Fischer, Dietlind/Klika, Dorle/Schlüter, Anne (Hg.): Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen: Leske + Budrich, 256-267
- **Hartmann, Jutta** 2000 (b): Die Triade Geschlecht, Sexualität und Lebensform - Herausforderungen an den Pluralitätsanspruch der Erziehungswissenschaften. In: Hey, Barbara/Pallier, Ronald/Roth, Roswith (Hg.): Que(e)rden-



- ken. Weibliche / männliche Homosexualität und Wissenschaft, Innsbruck-Wien: STUDIENVerlag, 255-273
- **Hartmann, Jutta** 2004: Dynamisierungen in der Triade Geschlecht - Sexualität - Lebensform: dekonstruktive Perspektiven und alltägliches Veränderungshandeln in der Pädagogik. In: Timmermanns, Stefan/Tuider, Elisabeth/Sielert, Uwe (Hg.): Sexualpädagogik weiter denken. Postmoderne Entgrenzungen und pädagogische Orientierungsversuche, Weinheim-München: Juventa Verlag, 59 -77
  - **Hirschauer, Stefan** 1999: Die soziale Konstruktion der Transsexualität, Frankfurt am Main: Suhrkamp
  - **Hofmann, Roswitha** 2000: Homophobie und Identität I: Que(e)r Theory. In: Hey, Barbara/Pallier, Ronald/Roth, Roswith (Hg.): que[e]rdenken. Weibliche / männliche Homosexualität und Wissenschaft, Innsbruck-Wien: STUDIEN-Verlag, 105-118
  - **Jantz, Olaf/Rauw, Regina** 2001: Alles bleibt anders! Standortbestimmung geschlechtsbezogener Pädagogik. In: Rauw, Regina/Jantz, Olaf/Reinert, Ilka/Ottemeier-Glücks, Franz Gerd (Hg.): Perspektiven geschlechtsbezogener Pädagogik, Opladen: Leske + Budrich, 17-41
  - **Knußmann, Rainer** 1992: Zusammenhänge zwischen Sexualhormonspiegel und geschlechterdifferenten morphologischen und physiologischen Merkmalen. In: Wessel, Karl Friedrich/ Bosinski, Gerhard (Hg.): Interdisziplinäre Aspekte der Geschlechterverhältnisse in einer sich wandelnden Zeit, Bielefeld: Kleine-Verlag, 62 -82
  - **Knußmann, Rainer** 1996: Vergleichende Biologie des Menschen. Lehrbuch der Anthropologie und Humangenetik, Stuttgart u.a.: Fischer
  - **Krause, Anja** 1999: Intersexualität im Kindesalter: Präzisierung der Diagnostik durch den Androgenresistenztest und Molekulargenetische Untersuchungen bei Pseudohermaphroditismus Masculinus und Hermaphroditismus Verus. Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades Dr. med. an der Medizinischen Fakultät der Universität Leipzig, Klinik und Poliklinik für Kinderheilkunde

- **Leitsch, Dominik** 1996: Die Intersexualität. Diagnostik und Therapie aus kinderchirurgischer Sicht. Inaugural-Dissertation der Hohen Medizinischen Fakultät der Universität zu Köln
- **Luhmann, Susanne** 1998: Verquere Pädagogik? Queer Theory und die Grenzen anti-homophober Bildungsarbeit. In: Hartmann, Jutta/Holzcamp, Christine/Lähnemann, Lela/Meißner, Klaus/Mücke, Detlef (Hg.): Lebensformen und Sexualität. Herrschaftskritische Analysen und pädagogische Perspektiven, Bielefeld: Kleine Verlag GmbH: 42-52
- **Money, John / Ehrhardt, Anke A.** 1975: „Männlich - Weiblich“ - Die Entstehung der Geschlechtsunterschiede, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- **Nestvogel, Renate** 2000: Konstrukte zum Geschlechterverhältnis und Konsequenzen für eine interkulturelle Pädagogik. In: Lemmermöhle, Doris/Fischer, Dietlind/Schlüter, Anne (Hg.): Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung, Opladen: Leske + Budrich, 223-244
- **Neumann, Friedmund** 1980: Die Bedeutung von Hormonen für die Differenzierung des somatischen und psychischen Geschlechts bei Säugetieren. In: Bischof, Norbert / Preuschoft, Holger: Geschlechtsunterschiede. Entstehung und Entwicklung. Mann und Frau in biologischer Sicht, München: Beck, 43 - 75
- **Oakley, Ann** 1989: Sex, Gender and Society, Rev. ed., repr. Gower: Aldershot
- **Reiter, Birgit-Michel** 1997: Genitale Korrekturen an intersexuellen Menschen. In: Koryphäe, no. 21: 47-51
- **Roth, Roswith** 2000: Psychologische Forschungsaspekte der männlichen und weiblichen Homosexualität: Geschlecht vs. Geschlechtsrolle vs. sexuelle Orientierung. In: Hey, Barbara/Pallier, Ronald/Roth, Roswith (Hg.): que[e]rdenken. Weibliche / männliche Homosexualität und Wissenschaft. Innsbruck-Wien: STUDIENVerlag, 77-104
- **Schell, Fred** 2003: Aktive Medienarbeit mit Jugendlichen. Theorie und Praxis. In: Schell, Fred (Hg.) u.a.: Aktive Medienarbeit, Theorie und Praxis in der Medienpädagogik. München: KoPäd Verlag, 11-57

- **Schweiger, Monika** 1982: Zur Chirurgie der Intersexualität. Inaugural-Dissertation der Ludwig Maximilians-Universität zu München
- **Smykalla, Sandra** 2000: Theorie als politische Praxis - eine Gratwanderung zwischen Geschlechterdifferenz, Chancengleichheit und Dekonstruktion. In: Lemmermöhle, Doris/Fischer, Dietlind/Schlüter, Anne (Hg.): Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung, Opladen: Leske + Budrich, 268 - 279
- **Szemerédy, Susanne** 2001: Der/die spezifische Intellektuelle Foucault. Leitfigur für ein neues sozialarbeiterisches Ethos im Geiste der Dekonstruktion? In: Fritzsche, Bettina/Hartmann, Jutta/Schmidt, Andrea/Tervooren, Anja (Hg.): Dekonstruktive Pädagogik. Erziehungswissenschaftliche Debatten unter poststrukturalistischen Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich, 255 - 268
- **Tuider, Elisabeth** 2001: Menschen in Kartons. Geschlechter und Sexualitäten als postmoderne Eventualitäten. In: Heidel, Ulf/Micheler, Stefan/Tuider, Elisabeth: Jenseits der Geschlechtergrenzen. Hamburg: MännerschwarmSkript Verlag, 233 - 252
- **Tuider, Elisabeth** 2004: Im Kreuzungsbereich von Geschlecht - Sexualität - Kultur: Herausforderungen der Intersektionalität an eine queere (Sexual-) Pädagogik. In: Tietz, Lüder (Hg.): Homosexualität verstehen. Kritische Konzepte für die psychologische und pädagogische Praxis, Hamburg: MännerschwarmSkript Verlag, 115 - 137
- **Tuider, Elisabeth/Timmermanns, Stefan/Tietz, Lüder** 2004: Exemplarische Methoden für eine schwul-lesbisch-queere Pädagogik und Psychologie. In: Tietz, Lüder (Hg.): Homosexualität verstehen. Kritische Konzepte für die psychologische und pädagogische Praxis, Hamburg: MännerschwarmSkript Verlag, 142 - 161
- **Voigt-Kehlenbeck, Corinna** 2001: ... und was heißt das für die Praxis? Über den Übergang von einer geschlechterdifferenzierenden zu einer geschlechterreflektierenden Pädagogik. In: Fritzsche, Bettina/Hartmann, Jutta/Schmidt, Andrea/Tervooren, Anja (Hg.): Dekonstruktive Pädagogik. Erziehungswissenschaftliche Debatten unter poststrukturalistischen Perspektiven, Opladen: Leske + Budrich, 237 - 254

- **Wacke, Andreas** 1989: Vom Hermaphroditen zum Transsexuellen. In: Ey-  
rich, Heinz / Odersky, Walter / Säcker, Franz Jürgen (Hg.): Festschrift für  
Rebmann zum 65. Geburtstag, München: Beck, 861-903
- **Wartenpfehl, Birgit** 1996: Destruktion - Konstruktion - Dekonstruktion. Per-  
spektiven für die feministische Theorieentwicklung. In: Fischer, Ute  
Luise/Kampshoff, Marita/Keil, Susanne (Hg.): Kategorie: Geschlecht? Empiri-  
sche Analysen und feministische Theorien. Opladen: Leske + Budrich, 191-  
209
- **Woltersdorff, Volker** 2003: Queer Theory und Queer Politics. In: UTOPIE  
kreativ, Heft 156 (Oktober 2003), 914-923

### **Internetquellenverzeichnis:**

- **Groenewold, Uwe** 2002: XY ungelöst: Wenn die Frage nach dem Ge-  
schlecht nicht eindeutig zu beantworten ist.  
[http://www.mu-luebeck.de/aktuelles/pressemitteilungen/2002/01\\_29.php](http://www.mu-luebeck.de/aktuelles/pressemitteilungen/2002/01_29.php)  
Stand: 22.04.2005
- **Kormos, Ildiko** (Universität Debrecen/Ungarn) 2004: Geschlechtsidentität  
und Performativität. In: Trans. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften,  
15. Nr., September 2004  
[http://www.inst.at/trans/15Nr/05\\_13/kormos15.htm](http://www.inst.at/trans/15Nr/05_13/kormos15.htm)  
Stand: 29.06.2005
- **Plett, Konstanze** 2001: Intersexualität aus rechtlicher Perspektive. In: Gigi -  
Zeitschrift für die sexuelle Emanzipation. Nr. 13 (Mai/Juni 2001)  
<http://www.lobby-fuer-menschenrechte.de/intersexualitaet.html>  
Stand: 15.07.2005
- **Sinnecker, Gernot H.G.** 2005: Ethische Fragen der Intersexualität. In: Ar-  
beitsgemeinschaft Kinder- und Jugendgynäkologie - Homepage  
[http://kindergynaekologie.de/html/dggg\\_abs1.html](http://kindergynaekologie.de/html/dggg_abs1.html)  
Stand: 22.04.2005
- **Tolmein, Oliver** 1999: Intersexualität und Menschenrechte. Menschenrechte  
und Geschlechtszuweisung.- Intersexualität und medizinische Interventionen  
in der BRD. Ein Beitrag fürs Jahrbuch des Komitees für Grundrechte und  
Demokratie

[http://www.bioethikrecht.de/Bioethik/Bioethik\\_Wissenschaft/Intersex/intersex.html](http://www.bioethikrecht.de/Bioethik/Bioethik_Wissenschaft/Intersex/intersex.html)

Stand: 08.05.2000